Reichs-Elternwarte

Herausgegeben im Auftrage der Reichswaltung des NS.-Lehrerbundes

eft 20 1937

Heftpreis 25 Rpfg. frei Haus

Erscheint vierzehntägig
★
Postort Berlin

Spielgefährten



Aufnahme: A. Schmidt

Inhalts-Uebersicht

Was können unsere Kinder werden?

Mitteilungen

Landjahrführer können Volksschullehrer werden

Wie bereits in der Tagespresse bekanntgegeben wurde, können Landjahrführer, die sich im Landjahr als Lager- und Gruppenführer besonders bewährt haben, in einem Landjahrheim in Braunschweig für das Studium zu Lehrern an der Lehrerbildungshochschule in Braunschweig vorbereitet werden. Nachdem sie ihr Studium abgeschlossen haben, sollen sie vornehmlich im Osten, in dem ein besonderer Lehrermangel herrscht, in einklassigen Schulen angestellt werden.

Mädel zelten nicht mehr

In der amtlichen Zeitschrift der Reichsjugendführung „Das junge Deutschland" macht Günther Kaufmann Mitteilung von den Richtlinien des Reichsjugendführers für das Zeltlagerwesen. Danach sollen, abgesehen von bestimmten Ausbildungsformen, Mädchen nicht mehr in Zelten übernachten. Bis zum 10. Juli wurden 452 BDM.-Zeltlager mit etwa 100 000 Mädeln festgestellt. In Zukunft ist das Zelt allein der männlichen Jugend vorzubehalten. Vom kommenden Jahre ab sollen die in Anschaffung immerhin sehr teuren Zelte in vermehrter Zahl den Jungen zugute kommen.

Ehestandsdarlehen auch für Beamtinnen

In Heft 18 veröffentlichten wir einen Artikel „Wer erhält Ehestandsdarlehen?", in dem alle wichtigen Bestimmungen über die Gewährung von Ehestandsdarlehen behandelt wurden. In diesem Aufsatz ist jedoch die Frage nicht besonders geklärt, ob auch die Beamtinnen Ehestandsdarlehen erhalten. Nach dem Wortlaut des Gesetzes über die Förderung der Eheschließungen könnte es den Anschein haben, als ob die Beamtinnen bei der Gewährung von Ehestandsdarlehen nicht berücksichtigt werden; denn als erste Voraussetzung für die Gewährung eines Ehestandsdarlehen gilt, daß die künftige Ehefrau innerhalb der letzten zwei Jahre vor Stellung des Antrages mindestens neun Monate lang im Inland in einem Arbeitnehmerverhältnis gestanden hat. Diese Bedingung ist bei Beamtinnen und Lehrerinnen nicht erfüllt, denn sie stehen nicht in einem „Arbeitsverhältnis" im Sinne des Gesetzes. Praktisch wird jedoch der Begriff „Arbeitnehmerverhältnis" nicht so eng ausgelegt. Wie Dr. Bode in der NS.-Beamten-Zeitung hierzu ausführt, werden nach Auskunft der maßgebenden Stellen auch Beamtinnen bei der Zuteilung von Ehestandsdarlehen voll berücksichtigt. Selbstverständlich müssen alle in unserem oben genannten Artikel ausführlich dargelegten Voraussetzungen sonst erfüllt sein.

Bewerbungen für den weiblichen Arbeitsdienst

Die Reichsleitung des Reichsarbeitsdienstes teilt mit: Zum 1. April und 1. Juli dieses Jahres mußten zahlreiche Bewerberinnen für den Arbeitsdienst der weiblichen Jugend wegen zu großen Andranges zurückgestellt werden. Für das nächste Halbjahr können zum 1. Oktober Bewerbungen berücksichtigt werden, wenn die notwendigen Papiere bis spätestens 20. August bei den Meldestellen der Bezirksleitung des Arbeitsdienstes für die weibliche Jugend vorliegen. Die Meldeformulare sind bei den polizeilichen Meldebehörden erhältlich.

Der Anspruch auf Witwenrente

Das Reichsgericht hat sich kürzlich mit der wichtigen Frage zu beschäftigen, wieweit eine Witwe Anspruch auf Rente hat, wenn ihr Mann von einem Dritten überfahren und getötet worden ist. In dem zugrunde liegenden Fall wurde der geltend gemachte Anspruch auf Rente als nur zum Teil berechtigt bezeichnet und in der Urteilsbegründung betont, daß in jedem Falle zu prüfen sei, ob und in welchem Umfang der Witwe ein Anspruch auf Rente zugebilligt werden könne. Er sei dann auf jeden Fall berechtigt, wenn die Witwe noch Kinder zu erziehen habe und ohne die Rente gezwungen sei, die Weiterführung des Haushaltes aufzugeben und die Erziehung der Kinder anderen zu überlassen. Dem gesunden Volksempfinden widerspreche es andererseits, einer arbeitsfähigen jungen Witwe ohne Kinder, die, wenn sie nicht geheiratet hätte, einem Erwerb nachgegangen wäre, einen Anspruch auf Rente zuzubilligen und sie auf diese Weise in den Stand zu setzen, auf Kosten des Todes ihres Mannes ein „Rentnerleben" zu führen.

Die Prozeßlüge als Betrug strafbar!

Nach § 138 Abs. 1 der Zivilprozeßordnung in der Fassung, wie sie seit dem 1. Januar 1934 gilt, haben die Parteien im bürgerlichen Rechtsstreit ihre Erklärungen über tatsächliche Umstände vollständig und der Wahrheit gemäß abzugeben. Dieser Rechtsgrundsatz beherrscht seitdem das ganze Verfahren

Fortsetzung auf Seite 718

Reichs-Elternwarte

Herausgegeben im Auftrage der Reichswaltung des NSLB. durch Regierungsdirektor Heinrich Siekmeier

Heft 20 193

September-Sonne

Aufnahme: Agfa-Bildarchiv

Körperliche Erziehungsarbeit am deutschen Nachwuchs

Von Dr. Evamaria Blume

Ein wesentliches Ziel im Turnunterricht unserer Kinder ist Haltungserziehung. Dabei handelt es sich nicht, wie mancher wohl meint, um eine Angelegenheit, die etwa nur unter dem Gesichtspunkt der Schönheit zu betrachten wäre. Da alle Lebensvorgänge in engster Weise voneinander abhängen, leuchtet es ohne weiteres ein, daß durch eine schlechte Haltung nicht nur die äußere Form gestört, sondern ebenso Kreislauf, Atmung, Verdauung, überhaupt der ganze Körperhaushalt beeinflußt wird. Weiter aber muß auch die äußere Form als Ausdruck inneren Körperzustandes gewertet werden. Und schließlich ist Haltung Wesensausdruck. Wir können mit ziemlicher Sicherheit einen Menschen nicht nur nach seinen Reden und Handlungen, sondern auch nach seiner Haltung beurteilen.

Es leuchtet also ein, daß die körperliche Erziehung es gleichzeitig mit dem s e e l i s c h e n Menschen zu tun hat. All unsere Arbeit am Kinde, daheim und in der Schule, muß sich an diesem Blickpunkt stets von neuem orientieren und ausrichten. Immer wieder müssen wir uns das feine Ineinanderfließen der seelischen und körperlichen Lebensvorgänge beim menschlichen Wesen vorstellen. Unmöglich, eine Grenze dazwischen zu ziehen!

Erst in jüngster Zeit wird es den Erziehern wieder bewußt, daß nur der unlösbare Zusammenhang zwischen körperlichem und geistig-seelischem Leben dem Menschen seine Ganzheit erhalten kann. Darum bedeutet dem Menschen unseres Zeitalters, der so oder so von der Maschine regiert wird, die Körpererziehung Rückkehr zur Menschlichkeit. Diese Erkenntnis hat dem heutigen Turnen seine erweiterte Zielsetzung gegeben. Heute soll der Turnunterricht nicht nur die Körperlichkeit des Kindes entwickeln; er soll gleichzeitig seine geistig-seelischen Kräfte bilden helfen. Nicht die Uebungsformen an sich sind Ausgangspunkt der Arbeit, sondern d a s K i n d, der j u n g e M e n s c h mit seinem jeweiligen körperlichen und geistigen Gepräge. Die Arbeit baut auf die dem Kinde eigenen Bewegungsäußerungen auf und vermeidet jede Eindämmung des so wichtigen, kindlichen Bewegungslebens; sie sucht ihm sein natürliches Bewegen zu erhalten und weiter zu entwickeln, sucht durch freie, lebendige Betätigung aller psycho-physischen Kräfte die Leibesübung dem Kinde zum Erlebnis werden zu lassen. Von ausschlaggebender Bedeutung für die Wirkung der Uebungen ist gerade die innige Anteilnahme des seelischen Lebens, Mitleben des ganzen, inneren Menschen, mittätige Freude ist notwendig, wenn sich die Bewegung körperlich ganz auswirken soll.

Das Denken und Fühlen des kindlichen und jugendlichen Menschen in seinen einzelnen Entwicklungsstufen erfordert sorgfältige Berücksichtigung, will man in der körperlichen Erziehung wertvolle Arbeit leisten. Wenn wir hier von körperlicher Erziehung sprechen, denken wir nicht an den Körper als solchen, auch nicht an den Körper als Erscheinungsform der leiblichen Seite des seelischen Menschen, wir denken an den Körper als Ausdruck des durchaus seelischen Menschen. Wird uns doch das Seelenleben des Menschen n i e a n d e r s als durch Vermittlung der Sinne wahrnehmbar! Gewiß sprechen wir von Leibesübungen, aber eben in dem Sinne, daß wir hier von der undurchschaubar leiblichen Seite her den durchaus seelischen Menschen erziehen wollen. Andererseits geschieht diese Erziehungsarbeit auch von der seelischen Seite her. Z. B. Willensanspannung und physiologische Leistung sind in ihrer Wesensart ein s e e l i s c h e r Vorgang, sonst wäre der Wirkungszusammenhang gar nicht zu verstehen. Gerade aus dem Eindringen in diese Zusammenhänge hat das heutige „natürliche" Turnen seinen erweiterten Wert erhalten.

N i e t z s c h e sagt einmal, daß nicht nur die Füße, sondern auch die Seele in Takt gehe. Mit Takt ist hier der Lebensrhythmus des ganzen Menschen gemeint. Der Rhythmus der neuen Zeit — die Kolonnen im Marschtritt — beweisen die tiefe Wahrheit dieses Wortes. Wer wollte von einem körperlichen u n d seelischen Rhythmus sprechen? Beide sind eins, sind untrennbar. Die „Beseelung", die unsere Bewegungen bei rechter Durchbildung des Leibes erfahren (was wir eben als „schön" empfinden), ist ja die rhythmische Gliederung aller Lebenserscheinungen in jeder Gebärde, im Klang der Stimme, im Schritt des Tanzes und im Blick des Auges — der gesamte Leib geprägt zum S y m b o l e i n e r s e e l i s c h e n H a l t u n g. Ja — die seelische Haltung eines ganzen sich aufrichtenden Volkes m u ß in Erscheinung treten und voll Stolz bekennen wir uns einmütig zu dieser Haltung in all ihren straffen Erscheinungsformen.

Heute ist es einfach zur Schicksalsfrage für Volk und Vaterland geworden, ob es uns gelingen wird, eine Jugend heranzuziehen, die mit gesundem Geist und starkem Körper das künftige Geschick Deutschlands meistern wird. Es wird gelingen, weil in beispielloser Geschlossenheit alle Bestrebungen in das eine Ziel münden, unser Volk seelisch und körperlich widerstandsfähig im Kampf um sein Dasein zu machen. Daher betrachtet die neue Staatspolitik die Förderung der Leibesübungen nach ihrer Volkswichtigkeit und hat ihr einen hervorragenden Platz in der Gesamterziehungsarbeit angewiesen.

Der einst ganz dem Aeußerlichen, dem Zahlenwahn und so vielen anderen Verirrungen verfallene Sport hat einer natürlicheren Auffassung Platz gemacht. Das neue Deutschland hat ihm eine innere Idee wiedergegeben und damit ein geistiges Sein, eine gesunde Verankerung im Leben der Nation. Diesen Beweis erbracht zu haben, ist vielleicht das größte Ergebnis des deutschen Olympia.

Luftschutz und Schule

Von Albrecht Schäfer

Aufnahmen: Colsman (Atlantic)





Weltfremde Schulen — es gibt sie nicht mehr, sie waren einmal. Und wer unserer heutigen Schule den Vorwurf macht, sie stände abseits vom Leben und vom Zeitgeschehen, der tut ihnen Unrecht. Der sieht bewußt oder unbewußt nicht ihren fanatischen Drang, an der Gestaltung unserer Zeit, ihres Weltbildes und seiner staatspolitischen Verwirklichung entscheidend mitzuarbeiten.

Die heutige Schule will lebensnah sein, will sich als Faktor in das Staatsgeschehen einreihen, will die Idee und den Staat aufbauen und tragen helfen.

Nicht nur nach der Seite der politischen und sittlichen Willensbildung, und nicht nur nach der Seite des Wissens und Könnens, die die volkswirtschaftlichen Voraussetzungen eines gesunden und gesicherten Staatslebens darstellen: die heutige Schule spannt sich auch ein als Helfer bei der Erfüllung der Aufgaben, wie sie die Stunde fordert.

Sie hilft beim Bergen der Ernte; sie stellt sich in den Dienst des großen Vierjahresplanes, und sie hat ihren Platz in der Landesverteidigung.

Abgesehen davon, daß sie den Wehrwillen pflegt und zum Wehrwillen erzieht, und daß sie den Begriff der nationalen Ehre in ihrem Erziehungsplan unverrückbar verankert, betrachtet sie es als eine selbstverständliche Pflicht, auch praktisch für den Schutz der Heimat und der heimatlichen Kultur einzustehen.

Obwohl die Luftschutzübungen den Unterricht zu einem Festtag machen, spüren die Kinder den Ernst, wissen sie schon, wie notwendig diese Vorbereitungen sind.

Jeder Pimpf und jedes Jungmädel weiß heutzutage, welche Gefahren ihrem Dorf und ihrer Stadt in einem künftigen Kriege drohen. Sie wissen, daß künftige Auseinandersetzungen nicht nur an den Fronten, sondern auch im Inlande entschieden werden, und daß die Beunruhigung und Gefährdung offener Städte und Dörfer durch feindliche Flugzeuge in den Plänen unserer Gegner eine Rolle spielen. Mit dem Ziel, die Heimat mürbe und kriegsmüde zu machen, in der Heimat Paniken hervorzurufen und der Front den Rückhalt zu nehmen.

„Luftschutz ist not!" Dieser Satz ist deswegen nicht nur im deutschen Volk zu einer Erkenntnis geworden, sondern auch in den deutschen Schulen. In den Schulen mit der klaren Folgerung, daß jeder Daheimgebliebene — wes Standes, Geschlechts oder Alters er auch sei — am Schutz der Heimat vor oder bei feindlichen Luftangriffen mitzuwirken habe. Darum ist der „Luftschutz" in der Schule nicht als ein bloßes Lehrfach in den Unterrichtsplan eingebaut, sondern in den Schulen wird zum Luftschutz erzogen. In jedem Fach und bei jeder Gelegenheit. Das schließt natürlich nicht aus, daß die Praktiken im Luftschutz besonderen Fächern — Chemie, Physik, Wirtschaftskunde u. ä. — vorbehalten bleiben und daß in besonderen Veranstaltungen und Uebungen die Schüler und Schülerinnen auf den Ernstfall geschult, um nicht zu sagen gedrillt werden.

Es muß und soll jeder wissen, auf welchen Platz er im Falle eines Flieger-





alarms gehört. Denn hierbei vermag der Lehrer oder die Lehrerin nicht alles zu tun, was zur Aufrechterhaltung einer peinlichen Disziplin und zum Schutz der vielen Kinder notwendig ist. Hier müssen wohlgeschulte Helfer aus den älteren Jahrgängen sich um die kleineren Schulkameraden kümmern, hier müssen größere Jungen mit den Praktiken der Brandbekämpfung und des Gasschutzes vertraut sein.

Deshalb sind schon viele Schulen zu einer systematischen Ausbildung ihrer oberen Jahrgänge im praktischen Luftschutz übergegangen. Sie haben Schulfeuerwehren aufgezogen oder doch ihre größeren Jungen in der ersten Löschhilfe geschult. Ueberall haben sich die Berufs- und Freiwilligen Feuerwehren freudig der Jugendlichen angenommen, die im Ernstfalle einmal vielleicht ihre Stelle zu besetzen haben oder doch ihnen helfend zur Seite stehen können.

Und die Männer und Frauen des Reichsluftschutzbundes haben gern Gelegenheit genommen, ihren Nachwuchs in die Praxis des Luftschutzes einzuführen. Und sie werden sich nirgends über mangelnden Lerneifer zu beklagen gehabt haben.

Denn unsere Jungen und Mädel sind bei der Sache. Nicht aus spielerischem Vergnügen an der Abwechslung im Schulleben, sondern — und da unterscheidet sich unsere Jugend grundlegend von der früheren Jahrzehnte! — aus dem Wissen um eine große Mitverantwortung.

Sie spiegelt sich schon unbewußt in den Gesichtern der Kinder wieder, die einstweilen bei solchen Uebungen und Alarmproben noch bloße Zuschauer sind. Denn auch in ihren Herzen ist bereits ein Ahnen, daß die Abende und Nachmittage, die Vater und Mutter für den Luftschutz opfern müssen und daß der unterrichtsfreie Vormittag, den die größeren Schulkameraden auf dem Uebungsplatz der Feuerwehr im Luftschutzkeller oder angetan mit dem Luftschutzanzug und mit der Gasmaske beim Löschen von Brandsätzen zubringen, einem ernsten Zwecke dienen.

Daß sie dem Vaterlande und der Heimat dienen, und daß niemand zu gering und niemand zu schade ist in diesem Dienste selbst das Ungewohnteste zu tun, das lehrt sie schon die Schule, die gegenwartsnah an den Lebensnotwendigkeiten des Staates mitschafft.





Ein Arbeiter findet wieder eine Heimat

Von Karlheinz Backhaus

mit Aufnahmen
von Dr. Weskamp



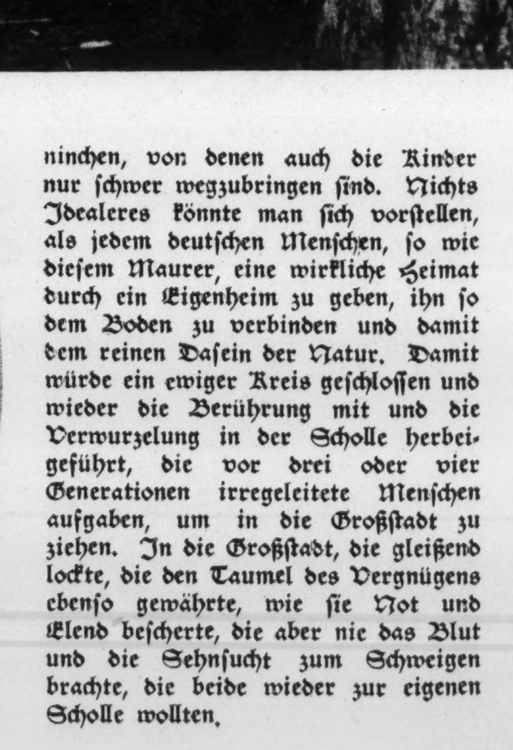
Viele Jahre Arbeitslosigkeit sind ein bitteres Schicksal. Sie treffen um so schwerer, wenn sie das Ende einer Sehnsucht bedeuten, für die man jahrelang harte Arbeit leistete, für die man jahrelang werkte, sparte, opferte. Und wie schwer muß ein solches Schicksal für einen Mann sein, der durch seiner Hände Fleiß Hunderten und aber Hunderten von Menschen eine Wohnstätte, ein Heim und damit eine Heimat schuf und dessen Lebenswunsch es war, einmal sich selbst eine solche Heimat schaffen zu können. Unter seinen Händen sind Wohnungen und wieder Wohnungen entstanden, große Wohnpaläste und kleine Siedlerhäuser. Wahrlich ein stolzer Beruf, Maurer zu sein! Wie schön wäre es doch, ein Werk wachsen zu sehen, das die Krönung seiner Arbeit darstellen würde. Nicht nur ein Haus allein, sondern auch ein Stücklein Land. Denn dem deutschen Menschen ist es nun einmal angeboren, sein Heimatgefühl einem Stück Erde übertragen zu müssen.

Jener große Lebenswunsch aber, der unter der Last und dem Druck und der quälenden Not der Arbeitslosigkeit immer mehr zerrann, wurde doch eines Tages lebendige Wirklichkeit, als mit der Schicksalwende des Reiches auch das Schicksal des Einzelnen lichteren Zeiten entgegenging. Mit Hunderttausenden seiner Kameraden bekam auch unser Maurer wieder Arbeit. Die Fülle der Arbeit verlangte sogar Ueberstunden und damit wurde der Verdienst größer, größer vielleicht, als er jemals zu hoffen gewagt hatte. Mit der Arbeit aber kamen auch Lebensfreude und Schaffenswille wieder. Und nun sollte Wirklichkeit werden, was solange bloße Sehnsucht gewesen



war. Der Staat half, wo es noch fehlte. Zuerst war das Land da. Fertig lagen die Pläne der künftigen Heimstatt. Der Baugrund wurde ausgeschachtet. Dann fügte sich Stein zu Stein, die Wände wuchsen empor und bald schmückte den Dachfirst die stolze Richtkrone, Sinnzeichen der Erfüllung eines hohen Werkes. Wie mag stolzes Bewußtsein und frohe Hoffnung die Arbeit unseres Maurers beflügelt haben. Wie mögen seine Hände liebend den Werkstoff umtastet haben, der nun Stück für Stück zusammengefügt Heimat werden würde, Heimat auf eigenem Land.

Dann war das Haus fertig. Die Arbeit der Hausfrau begann, dem Mann als immerwilligen Helfer zur Seite. Durch Spiel und Arbeit wuchs indessen die Schar der Kinder in dieses neue Leben hinein, das ihnen Freude und Frohsinn wiedergab. Und als das Werk beendet, da begannen auch die vielen kleinen Nebenbeschäftigungen, die so recht das Wesen des echten deutschen Menschen kennzeichnen: seine Bindung an die Natur und seine Liebe zum Tier. Mit welcher Sorgfalt wird doch in den kleinen Siedlergärten jede Pflanze, jede Blume gepflegt, welche Mühe gibt man sich mit dem Tier, das nicht nur aus reinen Nützlichkeitserwägungen gehalten wird, sondern immer ein Spielgefährte nicht nur der Kinder, sondern auch der Erwachsenen ist. Da ist der Hühnerhof, der Stolz der Hausfrau. Der Vater selber widmet manche freie Stunde seinen Kaninchen, von denen auch die Kinder nur schwer wegzubringen sind. Nichts Idealeres könnte man sich vorstellen, als jedem deutschen Menschen, so wie diesem Maurer, eine wirkliche Heimat durch ein Eigenheim zu geben, ihn so dem Boden zu verbinden und damit dem reinen Dasein der Natur. Damit würde ein ewiger Kreis geschlossen und wieder die Berührung mit und die Verwurzelung in der Scholle herbeigeführt, die vor drei oder vier Generationen irregeleitete Menschen aufgaben, um in die Großstadt zu ziehen. In die Großstadt, die gleißend lockte, die den Taumel des Vergnügens ebenso gewährte, wie sie Not und Elend bescherte, die aber nie das Blut und die Sehnsucht zum Schweigen brachte, die beide wieder zur eigenen Scholle wollten.



Der Hecht Esox

Eine Erzählung von Fische und Fischern von Karl Rühmer

Zeichnungen: Richard Wagner



Dort, wo die Itz im scharfen Bogen ins Bayerische fließt, war das Revier des alten Raubgesellen aus der alten, ehrwürdigen Familie derer von Esox. Es war noch vor dem Anschluß des schönen Coburger Landes an Bayern und so wußte unser Raubritter nie recht, wem er eigentlich angehörte, ob Coburg oder Bayern. Seine Wasserburg war in der „Ordnungszelle" Bayern gebaut, da unser Esox von jeher für „Zucht und Ordnung" eine ausgesprochene Vorliebe hatte. Von da wechselte er zum Jagen über die grünweiße Grenze und hatte, um dort als Einheimischer zu gelten, sogar einen grünweißen Rock angelegt. Bei diesem fortdauernden Zugehörigkeitszweifel war auch für ihn als gewissenhaften Staatsbürger das leidliche Steuerzahlen an das richtige Finanzamt sehr erschwert und da er ein ausgesprochenes Rechtsgefühl in sich hatte, drehte er den Spieß um und besteuerte beide Staaten selbst in gleicher Weise, dafür aber nicht zu knapp in Naturalien. Kein Wunder, daß solch eine Erdreistung a là Hölz vergangener Zeit auch damals schon nicht geduldet werden durfte und so waren denn auch von beiden Staaten Häscher aufgestellt, die dem verfemten Räuber auf alle möglichen und unmöglichen Arten nach Freiheit und Leben trachteten. Er kannte sie alle, seine Freunderln, konzessionierte und nicht konzessionierte Liebhaber seines behäbigen Rückens. Der viele Jahre lange Kampf um Sein und Nichtsein hatte den alten Kämpen schlau gemacht und gelehrt, Harmlose, und solche, die sich nur harmlos stellen, zu unterscheiden. Da war der Müller, sonst ein guter, aber staubiger Geselle, der sich doch einmal von ganz gehässiger Seite gezeigt hatte. An einem warmen Frühlingsmorgen, als Freund Esox, der schon im reiferen Mannesalter stand, von den anstrengenden Minnefahrten des Vormonats ausruhte und sich in der neubelebenden Frühlingssonne den Rücken wärmte, schlug dieser sonst harmlose Müller mit einer großen Stange nach ihm und wäre Freund Weidenstrauch nicht plötzlich schützend dazwischengetreten, wer weiß, ob er nicht schon damals Schaden an Leib und Seele genommen hätte. Seit dieser Zeit kommen ihm alle mit Stöcken, Stangen und ähnlichen Dingern versehenen Individuen verdächtig vor und er hütet sich, mit diesen in nähere Berührung zu kommen. Sonst hat er von keinem der Mühlenbewohner etwas zu fürchten, keiner stört seine Ruhe. Des Müllers Jüngster ist zwar ein rechter Wasserratz, der den ganzen Tag mit seiner Erlenrute, Zwirnfaden und umgebogenen Stecknadel dran auf dumme Weißfische angelt. — Na, für solche Proleten ist dieser plumpe Witz gut genug — doch auf diese Albernheiten fällt der Gewitzigte nicht herein, er hat genug von dem feinen Wurmhakerl, das er jahrelang, wie der Bauer das Ohrringerl im Ohr, im Maul herumtragen mußte, bis es abrostete und abfiel. „Wurmhakerl?" Natürlich ging er nicht an den Wurm, dazu war er auch damals schon zu alt, aber er erwischte das Hakerl mit, als er den an der Angel zappelnden Weißfisch dem Fischer vor der Nase wegfangen wollte.

Viel gefährlicher ist schon der Fischer Franzl, ein ganz schlauer und gerissener Gauner, der ihn und den er schon jahrelang kennt. War's doch vor etlichen zehn Jahren, im wonnigen April, während der süßen Minnezeit, als Esox im seichten Wassergraben der Drahtschlinge mit

genauer Not entrann, heut noch sieht man die Strangulierungsnarbe dicht vor der Rückenflosse. G'fehlt wäre es schon damals gewesen, wenn die Schlinge weiter vorn gefaßt hätte und nicht da, wo der Leib sich konisch dem Schwanz zu verjüngt. Alle Mißhelligkeiten des täglichen Lebens nützt der abgefeimte Franzl aus, kaum wirds trüb und man muß sich vor den heftigen Wassermassen schützend ans Ufer drücken, um nicht ins Ungewisse mitgenommen zu werden, so kommt er sicher, der unangenehme Mensch mit einem Monstrum Netz, Streifhamen, nennt er's um einen zu übertölpeln. Aber seine Genagelten sind zu schwer, man spürt den Schlaumeier, wie er immer wieder anschleicht und rettet sich in die Löcher des Wurzelwerkes, in die er mit seinem Netz nicht folgen kann. Ein fürchterlicher Mensch, dieser Fischer Franzl, und dabei hat er nicht einmal eine Fischerkarte, denn sonst hätte er doch nicht neulich, als der Landjäger kam, ins Wasser springen, über die Itz schwimmen und auskratzen müssen. Nein, von einem nicht konzessionierten Fischer läßt sich unser alter Freund schon gleich gar nicht fangen, soviel Ehrgeiz ist schon in der Familie derer von Esox von jeher.

So ist der alte Raubritter Hecht in den Fährnissen des Lebens alt und silbergrau geworden und steht auch heute wieder ruhig unter seiner überhängenden Erlenstaude und sinnt und grübelt, denn er weiß nicht, ob er zu dem bereits gefressenen Weißfisch noch eine Forelle dazu setzen soll, ohne mit den Bestimmungen des Eintopfgerichtes in Konflikt zu kommen. Ueberhaupt ist jetzt sowieso eine dumme Zeit, Frühjahr ist's und da plagen ihn Gefühle, die das Hungergefühl etwas verdrängen. Wenn man so zusehen muß, wie alles sich gern hat und alles herumtollt und das Wasser von fröhlichen Hochzeitsreigen derer vom Geschlecht der Esox brodelt, dann rührt sich's alte Herz doch manchmal noch unterm grün-grau-weißen Kittel, aber mitmachen, — nie mehr. Den Spott wie im vorigen Frühjahr wollte er nicht mehr erleben, wo die nette Hechtwitwe in den besten Jahren, die sich andauernd liebeheischend an ihn schmiegte, enttäuscht mit einem ganz jungen Spritzer davonflirrte. —

Seit vorigem Jahr kommt nun was ganz Neues, ein Stadtfrack, der



nun auch dazu hilft, dem Alten die Tage zu verbittern. Eines schönen Tages, gerade nach dem zweiten Frühstück, das zweipfündige Kärpflein war noch nicht zur Hälfte verdaut, als dieser neue Plagegeist zum erstenmal erschien. Ein nagelneues feines Klüfterl mit kurzen Hosen und ein Angelrüterl, so fein und dünn, daß man schier lachen mußte, ist die Ausrüstung dieses Verfolgers. Mit dem Rüterl konnte der ja den schweren Hechtkorpus im Ernstfall nicht einmal halten! Ja, und täuschte nicht alles, der Teufel noch einmal, so ist ja hinter ihm der Fischer Franzl, also ist doch Vorsicht geboten vor dem Paar. An seinem alten G'wandl mit eingesetztem Hosenboden ist der Franzl sofort zu erkennen. Was tut der ausgeschamte Malefizer, pfeilgrad verrät er aus Aerger, daß ihm der alte Hecht manchmal entschlüpfte, den Standplatz dem Salonangler, der dann auch sofort ein glitzerndes Ding in den Tümpel wirft und an ihm vorbeizieht. Aus g'sehn und gedreht hat sich's wie ein Fisch. Hätte unser Alter die beiden Planer da draußen nicht vorher bemerkt oder hätte er nicht vorher das Kärpflein verspeist, wer weiß, was geschehen wäre, denn gereizt hätte ihn wirklich das Ding. Akkurat wie ein kranker, angestoßener Weißfisch kam's dahergetorkelt, den man sicher mit leichtem Schuß erhaschen könne; ha, mein Lieber, mit dem Glump fangst du den alten Esox nicht, das Zeugs kannst du ruhig wieder einpacken. — Von da an kam er öfter, der Noblichte und es war wirklich ganz unterhaltlich, was er alles für Sachen machte, um den alten Veteranen zu überlisten, der junge Dachs. –

Herbsteln tut's, die Fischlein haben sich fast alle versteckt. Der Hechtmagen ist leer. Der Hunger quält. — Schon drei Tage diese Hundekälte, bei der sich kein Fischlein, nicht der elendste Schneider blicken läßt, und kommt wirklich eines, so ist bei dem schrecklich klaren Wasser dem Hecht nicht möglich, ungesehen an es heranzukommen. Schier zum verzweifeln ist's bei der Kälte auch noch mit leerem Magen herumstehen zu müssen. Na, ein Trost war doch geblieben, während dieser kalten entsagungsvollen Zeit, weder der Franzel, noch der andere störte den Hecht in seiner beschaulichen, wenn auch entsagungsvollen Ruhe. Alle

Sinne des Hechtes gelten dem Zustandekommen einer erquicklichen, wärmenden Magenfüllung, es nagt an den Därmen, es hämmert das Blut — nur ein Weißfisch wenn's wäre — wie schmecket er gut. So denkt unser alter Raubritter Hecht und paßt und lauert, floßwedelnd und stur.

Halt, da torkelt so ein halbverhungerter Weißfisch herum. Zuerst gesichert, ob alles richtig ist, dann ein Schuß, ein Schluck und ein Druck und verschwunden ist er. Ein Tropfen auf einen heißen Stein, so ein elendiger Schneider, doch dort ist ja noch einer, Essen macht Appetit und mit dem gings beim Zupacken schon schneller.

Doch was ist das für ein merkwürdiges Gekitzel im Schlund. Sollte in der Eil' gar ein stachliger Barsch erwischt worden sein? Donnerwetter au, was ist denn das für ein Ruck, sollte ich wirklich auf den Leim gegangen sein? stöhnt der Hecht in bangem Erschrecken.

„Verwünschte Gier, jetzt ist g'fehlt, na so eine Dummheit, ich sitz am Haken. Der Stadtfrack, na wart, dein feines Rüterl werden wir gleich abgebrochen haben. Lieber einen Haken im Maul als von dem gefangen."

Ein weiter Schuß mit allen Kräften wird das Schnürl schon zerreißen. Ja, aber was ist denn, je weiter ich schwimm, um so mehr Schnur gibt der nach, einen festen Widerstand kann ich gar nicht finden. Schlag ich mit dem Schwanz auf die Schnur, läßt er sofort nach, der abg'feimte Kerl. Teufel, da steht auch noch der Franzl mit einem Trumm Netz in der Hand. Ja, was ist denn na dös! Jetzt geht die Sache schon zehn Minuten so hin und her, zieh ich an, läßt er nach, man ist halt noch nimmer in den besten Jahren. O heiliger Petrus, hilf, sonst bin ich verloren. Wenn ich nur unter die Erlenwurzeln hinunter könnt', aber er hält mich zu fest. Ich werd' schon ganz schwach, soll's denn wirklich aus sein! Die Schnur wird immer kürzer, jetzt bin ich schon heimtückisch mit dem Netz unterfangen! O heiliger Petrus, jetzt geht's ans Sterben! Jetzt ist's aus, mir wird schon ganz schwach vor den Augen, o hättest doch, lieber Petrus, mir das Sterben leichter gemacht und mir das hämische Gesicht des Fischer-Franzl erspart."

Martha und die Uhr

Von Alice Weiß-v. Ruckteschell

Ja, das ist meine Freundin Martha, eine meiner vielen kleinen Freundinnen in unserer kinderreichen Siedlung. Und diese meine kleine Freundin Martha, braunschopfig und blitzaugig, hatte es ein paar Tage lang furchtbar wichtig, denn die Mutti war verreist, und das war Grund genug für Martha, sich — trotz omalicher Obhut — als stellvertretende Hausfrau zu fühlen. „Damit daß alles klappt", stöhnte sie, hochrot vor Eifer — und wirbelte Staubwolken mit ihrem kleinen Besen vor der Haustüre auf, „denn dann krieg ich was Schönes mitgebracht".

Heute in aller Frühe wurde sie meiner habhaft.

„Ich hab es nun", erklärte sie wichtig, „weil daß es alles geklappt hat — „das Mitgebrachte." Und noch ehe ich meine Teilnahme bekunden konnte, fuhr sie fort: „willst du es mal sehen?"

„Aber natürlich, Marthchen, was ist es denn?"

„Da!" machte sie stolz und triumphierend. Sie reckte sich hoch und hielt mir ihr sonngebräuntes Aermchen unter die Nase. Das magere Handgelenk war mit etwas umspannt, worauf die Finger der anderen Hand mit fieberhafter Beweglichkeit herumtupften. Es erwies sich als ein Drahtreif, mit blauen Glasperlen umreiht, zwischen denen eine Scheibe aus Goldblech prangte.

„Das ist eine Uhr" erklärte Martha, von Stolz gebläht, „die hat mir meine Mutti aus Koblenz mitgebracht."

„Die ist ja fein", bewunderte ich, „da bist du gewiß stolz. Schöne Uhren haben sie in Koblenz. Wenn man erst eine so schöne Uhr hat, dann ist man ja eine richtige Dame."

„Mm", machte Martha, kniff die Augen ein und die Lippen zusammen, dann enttänzelte sie und wackelte dazu beängstigend mit dem Hinterteilchen, was für sie einen augenfälligen Beweis der Damenhaftigkeit darstellt.

Jedenfalls waren ihr Stolz und das Bewußtsein ihrer Würde in diesem Augenblick nicht zu übertreffen.

In *diesem* Augenblick. Aber der Tag hat ihrer so viele, und sie gleichen sich keineswegs, und dann kommt ja auch bekanntlich Hochmut *vor* dem Fall.

Und so ging es auch mit Martha. Eben, am späten Nachmittag, habe ich sie wieder getroffen, und da ist sie klein gewesen, *so* klein, und so tief von ihrem Postamentchen gestürzt.

„Der Gustel!" schreit sie mir entgegen, „der Gustel, du, hör doch mal, der Gustel, der will es ja nicht glauben!"

„Was will der Gustel nicht glauben?"

„Daß meine Uhr — daß sie — und du hast sie doch selbst gesehn — daß meine Uhr eine richtige Uhr ist!"

„Nä", sagt der Gustel und wiegt den blondborstigen Maulwurfskopf, „un dat glaub ich auch nit."

„Siehst du!" schreit Martha, „nu hörst du es selber!" Und ihre rote Haarschleife wippt auf dem braunen Schopf wie ein tollgewordener Riesenschmetterling.

Sie bedrängt mich mit Händen und Armen, mit Blitzaugen und Mund. —

„Sag es ihm doch! Sag es ihm! Dir muß er es doch glauben!"

„Un ich glaub dat nit," versteift sich der Gustel.

„Warum glaubst du das nicht?" frage ich, und er antwortet mit ungeheurer Ueberlegenheit:

„Das weiß man doch."

Ja, das ist nun sehr schwer, Schiedsrichter sein, zwischen nackter und nüchterner Wirklichkeit und der Spielgläubigkeit eines Kinderherzens. Mein Herz sagt tausendmal mit Martha „Ja, es ist eine wirkliche Uhr", aber mein Gerechtigkeitssinn darf kein Fehlurteil zulassen.

„Mögen sie selbst entscheiden," denke ich, „sie werden's schon treffen."

Und ich sage zu Martha:

„Sieh doch mal nach, Martha, wie spät es ist. Wenn du das richtig sehen kannst, dann ist es auch eine richtige Uhr."

„Mm," macht Martha, aber nicht voll Triumph, wie heute früh, sondern sichtlich verlegen. Ach, es ist, von allem anderen abgesehen, höchst blamabel, einzugestehen, daß sie die kleinen blechernen Zeiger im Uebereifer schon längst abgedreht hat, beinahe so blamabel, wie zuzugeben, daß sie vom Laufe der Zeit an solchen und einem Zifferblatt gemessen, nur erst sehr verworrene Begriffe besitzt. Aber klein beigeben und die Waffen strecken, das ist nicht Marthas Sache. Wäre sie sonst wohl meine Freundin? Sie blinzelt mit eingekniffenen Augen wie ein lauerndes Kätzchen nach ihrem Handgelenk, und dann meint sie altklug unter mißbilligendem Kopfschütteln:

„Komische Uhren haben die in Koblenz."

„Das sagst du mal gut", schädelwiegt der Gustel.

Und ich muß ihm recht geben, wenn auch in anderem Sinne, als er es gemeint hat.



Vor einem Apfelbaum

Zählst du auch schon zu den Alten,
Deine Säfte feiern nicht,
Ewig müssen sie gestalten,
Zu vollenden dein Gesicht.

Deiner Früchte spätes Reifen
Atmet stummes Schöpferglück,
Düfte, die ins Blaue schweifen,
Trägt der Abendwind zurück.

Segnet dich der Stürme brausen,
Wenn des Werdens Feuergeist,
Ungebärdig drin und draußen,
Dir ein neues Jahr verheißt.

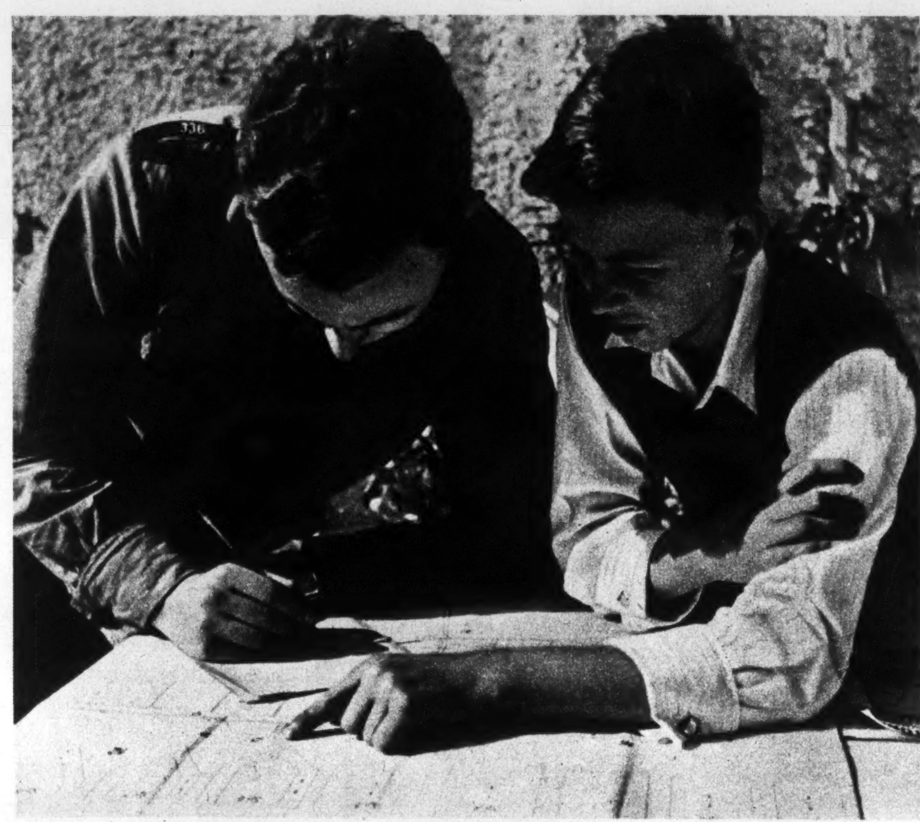
Singt es auch die alten Lieder,
Unter seinem Sternenschein
Kehren sie beflügelt wieder,
Selig noch vom jungen Wein.

Albert Falkenberg

Aufnahme: Wilhelm Prignitz

Heinz findet zur Gemeinschaft

Von Franz Baumeister







Schon in den ersten Volksschuljahren hatte sich Heinz als Einzelgänger entpuppt und auch später den Bemühungen der Eltern und Lehrer, ihn mit seinen Schulkameraden in nähere Fühlung zu bringen, einen stummen aber ebenso hartnäckigen Widerstand entgegengesetzt.

Bei den gemeinsamen Klassenspielen fühlte er sich nur in der Rolle des unbeteiligten Beobachters einigermaßen wohl. Und wenn man ihn zu Hause veranlaßte, mit den Nachbarkindern zu spielen, benützte er die erste Gelegenheit, um plötzlich zu verschwinden. Selbst im Jungvolkdienst war er zumeist ein bloßer Mittuer, dem man ansah, wie wenig er innerlich beim Dienst — dieser mochte nun heißen, wie er wollte — bei der Sache war.

Heinz fühlte unbewußt, daß er durch seine etwas schwächliche Natur den meisten seiner Kameraden an Körperkraft und Gewandtheit unterlegen war. Darum trieb es ihn, den befriedigenden inneren Ausgleich für sich allein in einer Betätigung zu suchen, in der ihm keiner erreichte, im Basteln.

Unter seinen geschickten Händen entstanden niedliche Spieldinge für das Schwesterchen, praktische Haushaltgegenstände für Mutter. Und wenn es galt, dem im heimatkundlichen Unterricht Gelernten mit Knetmasse, Papier oder Holz sichtbare Form zu geben, erregten seine kleinen Kunstwerke die Bewunderung der Lehrer und Mitschüler. Doch was nützte das? Heinz blieb zum Leidwesen von Elternhaus und Schule ein unnahbarer Einsiedler und lief Gefahr, für immer ein verkümmerter Stubenhocker zu werden.

Da kam der Flugmodellbau.

Heinz warf sich begeistert auf dieses ihm besonders zusagende Gebiet. Gerade das Neuartige, die Knifflichkeit

und Genauigkeit bei der Säge- und Klebearbeit an den Modellen spornte seinen Ehrgeiz an und die Erwartung auf den seltsamen Erlebnisreiz beim geheimnisvollen Flug ohne sichtbaren Antrieb, beschwingte seine Hände.

Die ersten Modelle entstanden. Aber sie flogen nicht.

So viel er auch zurechtbog und änderte, der erwartete Erfolg blieb vorerst aus. Heinz mußte einsehen, daß er ohne fremde Anleitung und Hilfe nicht weiterkam.

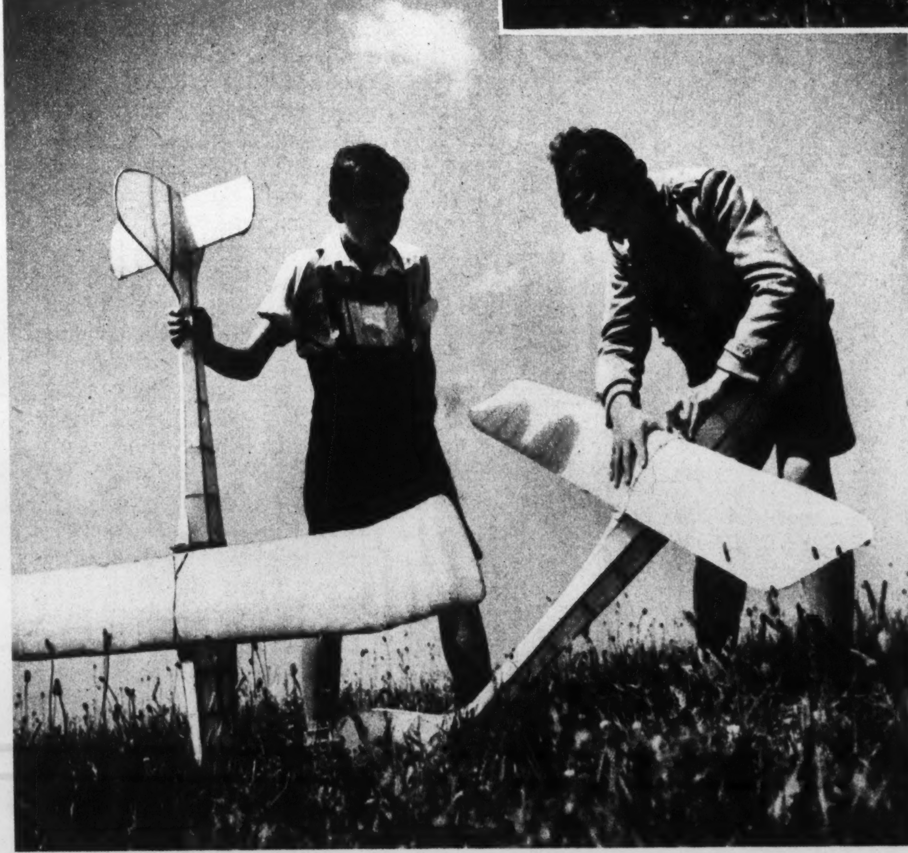
Mutter überließ gerne einen hellen Kellerraum als Werkstätte. Vater stiftete zu Weihnachten einen guten Werkzeugschrank, später sogar einen kleinen Motor mit Bohrmaschine, Drehbank und Kreissäge. Ja, wenn nur die schwierigen Baupläne nicht gewesen wären! Wie sollte man sich ohne Anleitung in dem Wirrwarr von Linien und Maßzahlen zurechtfinden?

Wohl oder übel mußte Nachbars Karl, der große Hitlerjunge, um Hilfe angegangen werden.

Der stand auch gerne mit Rat und Tat zur Seite, verhalf ihnen zur glücklichen Vollendung des Wettbewerbsmodells „Gronau" und nahm aufrichtigen Anteil an Heinzens unbeschreiblicher Freude, als „sein Flieger" schon bei den ersten Starts ganz ausgezeichnete Zeiten flog.

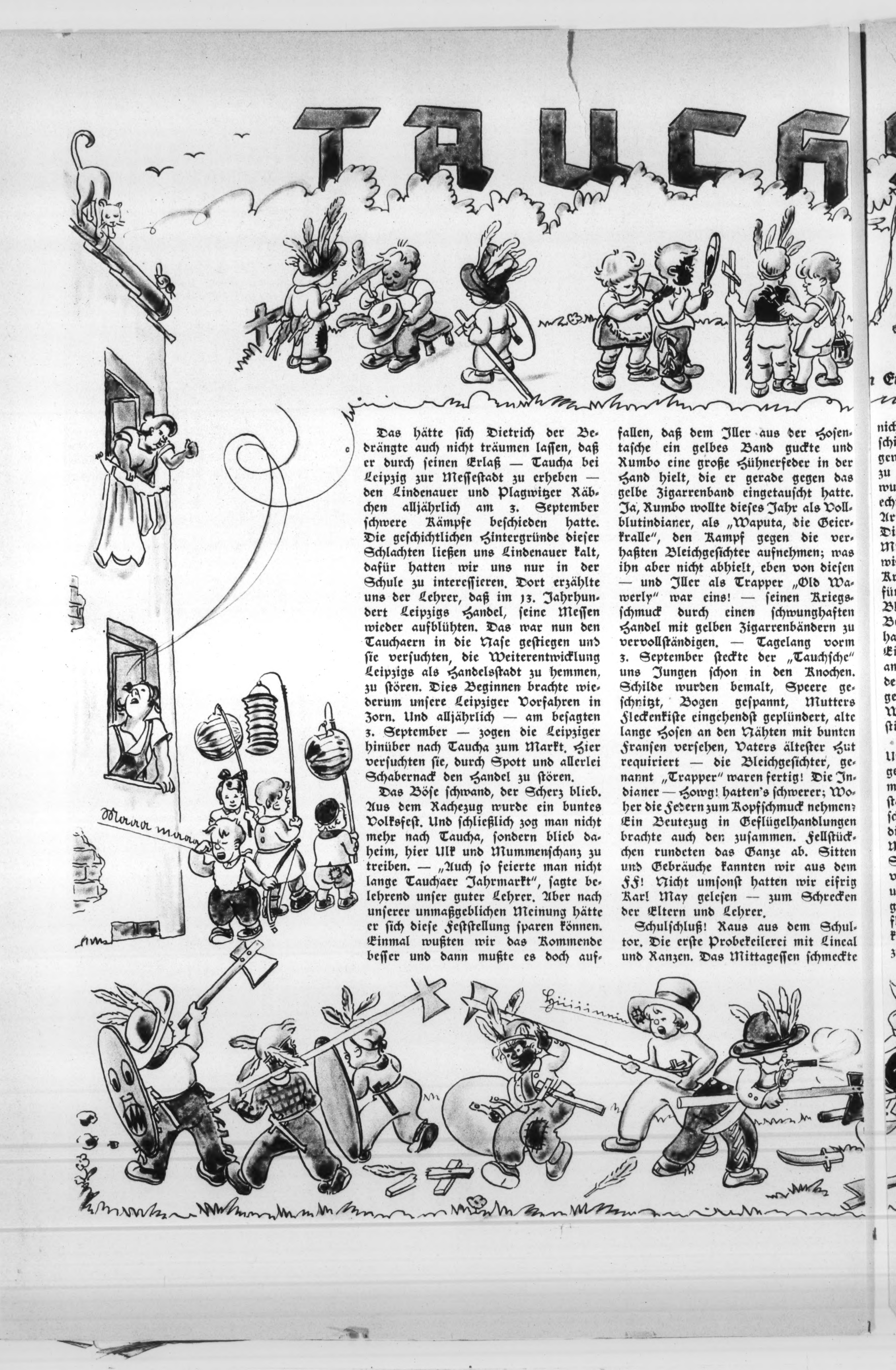
Karl nützte die Gelegenheit und erwähnte so beiläufig, Heinz solle sich doch einmal die Werkstätteneinrichtung und die Arbeitsweise ihrer „Luftsportschar" in der Hitler-Jugend ansehen. Er könne viel daraus für sich gewinnen. Vielleicht wäre es sogar noch möglich zu machen, daß er an dem demnächst stattfindenden Flugmodellwettbewerb teilnehmen dürfe.





Und siehe, seine Anregung fand ein williges Ohr. Heinz ging zur Flieger-HJ.

Seinen Eltern braucht nicht mehr bange um den Jungen zu sein. Die einsame Kellerwerkstätte steht meist leer. Heinz schafft gerne mit seinen „Fliegerkameraden" zusammen im gemeinsamen Arbeitsraum, leiht den anderen seine Erfahrungen und seine geübten Hände. Er versäumt keine Gelegenheit, die Werke seiner Geschicklichkeit im friedlichen Wettstreit mit den anderen Jungen im freien, windumbrausten Gelände zu erproben. Er ist ein gesunder, geselliger Kamerad geworden, den nur der eine Wunsch beseelt, recht bald in einem richtigen Segelflugzeug zu sitzen und einst als Motorflieger stolz über Deutschlands Gaue zu brausen.



Das hätte sich Dietrich der Bedrängte auch nicht träumen lassen, daß er durch seinen Erlaß — Taucha bei Leipzig zur Messestadt zu erheben — den Lindenauer und Plagwitzer Räbchen alljährlich am 3. September schwere Kämpfe beschieden hatte. Die geschichtlichen Hintergründe dieser Schlachten ließen uns Lindenauer kalt, dafür hatten wir uns nur in der Schule zu interessieren. Dort erzählte uns der Lehrer, daß im 13. Jahrhundert Leipzigs Handel, seine Messen wieder aufblühten. Das war nun den Tauchaern in die Nase gestiegen und sie versuchten, die Weiterentwicklung Leipzigs als Handelsstadt zu hemmen, zu stören. Dies Beginnen brachte wiederum unsere Leipziger Vorfahren in Zorn. Und alljährlich — am besagten 3. September — zogen die Leipziger hinüber nach Taucha zum Markt. Hier versuchten sie, durch Spott und allerlei Schabernack den Handel zu stören.

Das Böse schwand, der Scherz blieb. Aus dem Rachezug wurde ein buntes Volksfest. Und schließlich zog man nicht mehr nach Taucha, sondern blieb daheim, hier Ulk und Mummenschanz zu treiben. — „Auch so feierte man nicht lange Tauchaer Jahrmarkt", sagte belehrend unser guter Lehrer. Aber nach unserer unmaßgeblichen Meinung hätte er sich diese Feststellung sparen können. Einmal wußten wir das Kommende besser und dann mußte es doch auffallen, daß dem Iller aus der Hosentasche ein gelbes Band guckte und Rumbo eine große Hühnerfeder in der Hand hielt, die er gerade gegen das gelbe Zigarrenband eingetauscht hatte. Ja, Rumbo wollte dieses Jahr als Vollblutindianer, als „Waputa, die Geierkralle", den Kampf gegen die verhaßten Bleichgesichter aufnehmen; was ihn aber nicht abhielt, eben von diesen — und Iller als Trapper „Old Waverly" war eins! — seinen Kriegsschmuck durch einen schwunghaften Handel mit gelben Zigarrenbändern zu vervollständigen. — Tagelang vorm 3. September steckte der „Tauchsche" uns Jungen schon in den Knochen. Schilde wurden bemalt, Speere geschnitzt, Bogen gespannt, Mutters Fleckenkiste eingehendst geplündert, alte lange Hosen an den Nähten mit bunten Fransen versehen, Vaters ältester Hut requiriert — die Bleichgesichter, genannt „Trapper" waren fertig! Die Indianer — Howg! hatten's schwerer; Woher die Federn zum Kopfschmuck nehmen? Ein Beutezug in Geflügelhandlungen brachte auch den zusammen. Fellstückchen rundeten das Ganze ab. Sitten und Gebräuche kannten wir aus dem FF! Nicht umsonst hatten wir eifrig Karl May gelesen — zum Schrecken der Eltern und Lehrer.

Schulschluß! Raus aus dem Schultor. Die erste Probekeilerei mit Lineal und Ranzen. Das Mittagessen schmeckte



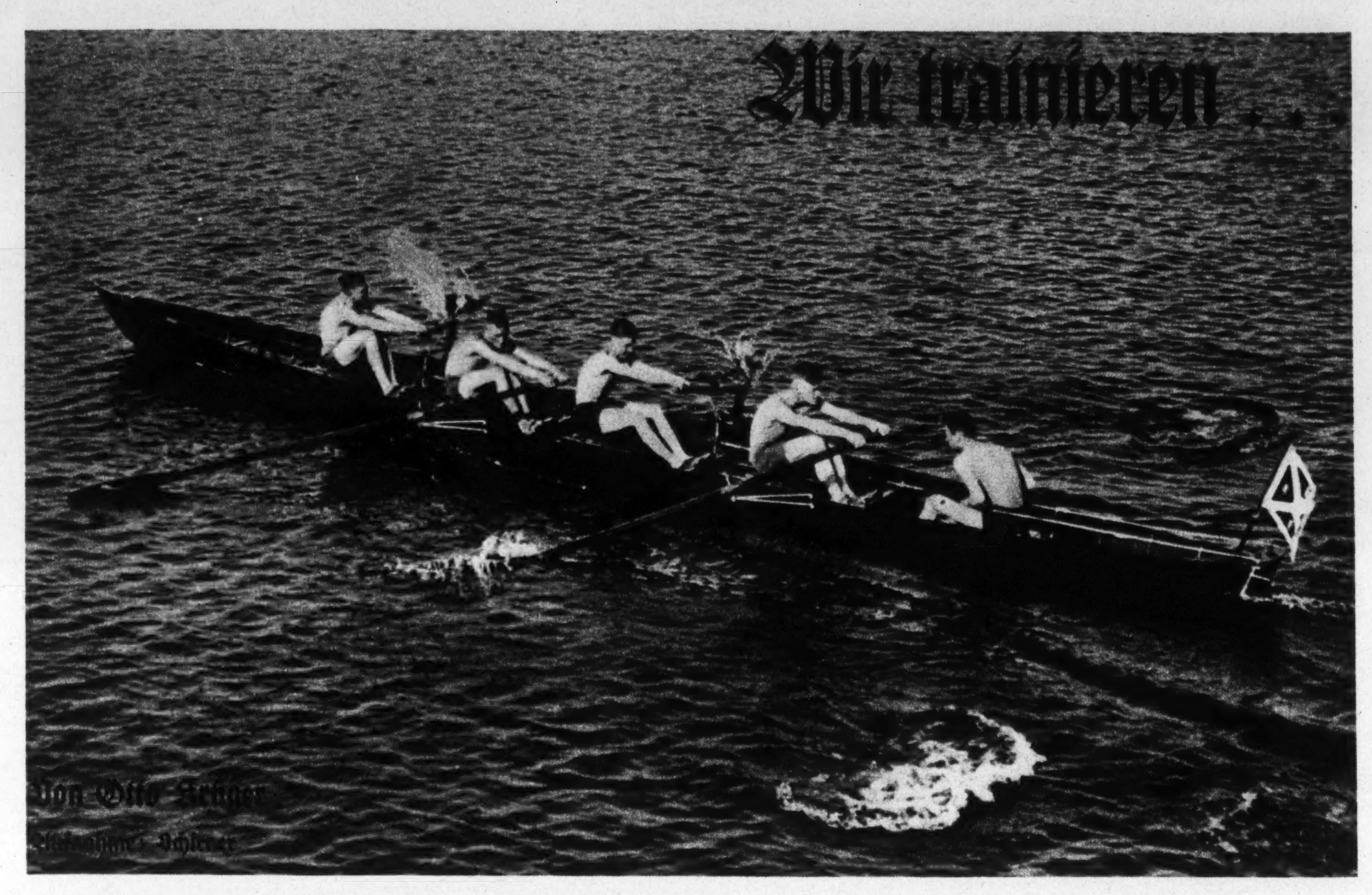
nicht recht. Büffellende und Bärenschinken — well — wären stilechter gewesen. Aber dafür hatte Mutter viel zu wenig Verständnis. Noch größer wurde der Widerstand, als wir uns in echte Indianer verwandelten: Gesicht, Arme, Oberkörper braun geschmiert. Die zivilisierteren Rothäute (lies: wo Mutters Widerstand beinahe unüberwindlich war!) trugen ein altes Hemd. Kriegsfarben ins Gesicht. Wir sahen fürchterlich aus! Im Hof pfiffen die Bleichgesichter. Runter — allgemeines Bewundern — aber sachlich, männlich hart! Ja, der Hof hielt zusammen. Eine Friedenspfeife — Vater vermißte an dem Tag seinen Ulmer — besiegelte den Bund. Ein Zelt aus zusammengefochtenen Säcken ließ altbekanntes Wigwamleben wach werden — es war stimmungsvoll!

„Die Plattnasen vom Nachbarhof!" Und damit begannen die Kämpfe Hof gegen Hof. Gefangene wurden gemacht, mit möglichst viel Bindfaden an Klopfstangen gebunden. Dem Armen ging's schlecht; zumindest büßte er als Indianer seinen Kopfputz ein. Hatte seine Mutter Verständnis, dann ging die Sache in Ordnung. Aber es kam auch vor, daß sie — völlig stilwidrig — in unser Strafverfahren eingriff. Dann ging meistens unsere forsche Haltung flöten. — Diese mehr internen Vorkämpfe spielten sich so nachmittags zwischen 4 und 5 Uhr ab. Aber dann hieß es auf einmal: „Die Plagwitzer kommen die Merseburger runter!" (Die Merseburger war eine Straße.) Also denn raus auf die Straße, Lindenauer! Wie wir Lindenauer uns fanden, weiß ich nicht mehr. Instinktiv fanden wir uns auf der Straße zu einem Haufen zusammen. Vorn die ganz Mutigen, in der Mitte die ein wenig Angst hatten, und hinten — hinten gab's gar keine!! Oder nur die, die um ihren Schmuck bangten.

Kundschafter voraus! „Am Spielplatz sind sie!" — Huh — ein teuflisches Angriffsgeheul! Die Schlacht tobte, Schüsse krachten, Kopffedern wurden geknickt — es war herrlich, einfach herrlich! — Vorbei der Spuk. Zerbrochene Speere, abgerissene Bänder, herrenlose Federn blieben am Kampfplatz. Wer gewonnen hatte? Beide — klar!

Die Mädchen waren weit sittsamer. Sie liefen als Rotkäppchen, Großmütter, oder sonst wie aufgeputzt umher. Die Kleinen gingen zum Abend mit Lampions — Mutti an der Hand — durch die Straßen. Rotfeuer, Grünfeuer, Sternchenfeuer glühte auf und leuchtete in unsere wilden Träume. —

Am anderen Morgen war es leicht, die Rothäute wiederzuerkennen. Etwas Farbe war hartnäckig hinterm Ohr geblieben. Aber bei allen blieb die Erinnerung: Weißt du noch?



„Kommando gilt: Meine Herren, sind Sie fertig? — Los!"

Acht Riemen flitzen ins Wasser, acht Körper schwingen wie eine Maschine, acht junge Menschen und ein kleiner Steuermann — neben uns das große Motorboot, darunter eine quirlende Blasenbahn — und wieder sind wir mitten drin wie jeden Abend nun schon seit Wochen. Start — Spurt — „Ruhiger" — „Schlag achten" — „Hände weg" — scharf kommen die Kommandos des Trainers herüber. Nicht das geringste Nachlassen entgeht seinem Auge, bei der kleinsten Ermüdung spüren wir seinen Blick, und schlapp machen — unmöglich! „100 Meter — 20 Schläge Zwischenspurt!" — Weit legt sich unser Kleiner mit der „Blechschnauze" dort hinten am Steuer ins Boot, heiser kräht seine Knabenstimme. Unsere Augen kleben am Blatte des Schlagmannes, Reserven an Muskelkraft und Luft werden eingesetzt und doch, immer muß die Arbeit sauber und flüssig bleiben, weil unser Boot ja bei der geringsten Unsicherheit ins Schwanken kommt.

1500 Meter — der tote Punkt; der Körper will nicht mehr, das Boot liegt schlecht, Wasser spritzt, der Trainer kommt näher — verdammt — es muß gehen! Ein scharfes Kommando — wir beißen die Zähne zusammen, packen den Riemen fester, jeder weiß, auf ihn kommt es an — und noch einmal steht die Mannschaft wie aus einem Guß, gibt ihr Letztes bis in die Ziellinie hinein.

„Achtung — halt! Blatt aufs Wasser — fünf Minuten Ruhe!"

Langsam läuft das Boot aus, langsam kommen unsere Lungen wieder zur Ruhe; keiner spricht ein Wort, es ist auf einmal ganz still auf der abendlichen Havel. Die Sonne ist eben verschwunden, und an den bunten Ufern über den stillen Buchen fängt der Abendnebel leise an zu steigen. Wir sind wohl alle keine Dichter oder gar Romantiker, aber in diesen stillen Abendminuten hier im täglichen harten Training spüren wir immer wieder, wie schön es hier ist, und wie wir da hineingehören. —

Im vorigen Sommer sind wir auf Wanderfahrten gegangen, im Winter war Kastenrudern, härter schon als sonst — und jetzt, seit das Eis fort ist, und wir wieder raus können, wohnen wir im Bootshaus und fahren jeden Abend — und nur noch wenige Wochen, dann ist Regatta; dann gilt das Kommando wirklich, und wir können zeigen, wer am saubersten trainiert hat, und wer außerdem noch im entscheidenden Augenblick die Energie besitzt, das Letzte aus dem Körper herauszuholen. Es lohnt sich schon, dafür manche Annehmlichkeit des täglichen Lebens aufzugeben und sich gewaltig vom Trainer anschnauzen zu lassen, wie wir das ja alle durch die Verpflichtung auf uns genommen haben.

Die fünf Minuten sind herum, wir fahren einige Starts — mehr oder minder exakt, zu meckern hat der im Motorboot ja immer etwas — gehen dann über die Strecke zurück, ein paar Spurts, Technik wird verbessert, und als wir endlich am Bootssteg wieder anlegen, wissen wir, was wir getan haben, und sind doch ein bißchen „weich in den Knieen", wie das der Ruderer sehr deutlich auszudrücken pflegt.

Dann wird das Boot gesäubert und vorsichtig wie ein rohes Ei in die Halle gebracht, dann erst kommen wir dran mit unserer heißen Dusche und müssen sogar über die Waage; denn der Gesundheitszustand wird genau überwacht. Endlich gibt es das gemeinsame Abendessen, und als wir erfahren, daß wir heute um 5 Sekunden schneller gewesen sind als gestern, da sind wir glücklich und bestimmt auch dem Siege ein Stück nähergekommen.



Puppenwäsche

Aufnahme: Agfa-Bildarchiv



Hau - Ruck!

Das Erlebnis eines Ausfluges

Die Klasse marschiert auf der Landstraße einher. Es ist mehr ein „Trotten". Kein Lied erschallt, und keine Scherze heben die Stimmung.

Der junge Lehrer beobachtet seine Schar. Er kennt sie alle, die Schwächlichen, die Launischen und auch die Braven, die den letzten Rest hergeben, wenn's gilt. Unter seinem festen Blick hält sich das Marschtempo, aber der Schwung fehlt, der sonst eine Schar unbeschwerter Jungen beseelt und über alle Unbequemlichkeiten hinwegbringt.

Der Lehrer ist kein Kilometerfresser. Aber er hat heute ein ganz bestimmtes Ziel. An der letzten Wegkreuzung waren für die Nacht zwei Bleiben erreichbar. Die eine behelfsmäßige in einer Scheune im nächsten Ort, dessen Turm schon ganz nahe winkte. Die andere, eine schöne Jugendherberge, eine Stunde weiter, 6 km Landstraße.

Die Jungen wollten die nahe Scheune beziehen — weils bequemer war und noch viel Zeit übrig blieb für ein langes Spiel. Der Lehrer aber wußte, daß Einrichtung und Lage der Jugendherberge, jungsmäßig gesehen, einfach ideal waren. Doch er predigte tauben Ohren, als er ihre Vorzüge pries. Der Weg war zu weit, die Luft zu drückend, die Beine zu müde, und wer konnte wissen, ob man auch bestimmt noch Platz finden würde? Und was man sonst alles sagt, um das Nahe, bequem Erreichbare zu bekommen.

Für den Lehrer eine schwierige Aufgabe! Gebe ich jetzt nach, so hatte er überlegt, setzt die Gesellschaft sich bei der nächsten Gelegenheit wieder durch, und so wird jede Unbequemlichkeit, jedes größere Hindernis umgangen. Befehle ich aber den längeren Marsch, ist die gute Wanderlaune weg. Ich bin dann nur der Vorgesetzte, nicht der Führer — Kamerad, der ich doch so gerne sein möchte!

Einen Augenblick sieht der Lehrer seine Schar prüfend an, vom ersten bis zum letzten. Den Weg schaffen können sie noch alle. Also vertraute er seiner guten Sache und dem schönen Ziele.

„Antreten! Abmarsch Richtung Jugendherberge."

Es war schon etwas Metall in der Kommandostimme notwendig, um die Marschkolonne ordnungsgemäß in Bewegung zu setzen. Dann aber wurde daraus allmählich die mißmutig stapfende Abteilung.

1 km, 2 km, 3 km. Für einen Augenblick unterbricht der Lehrer die Schweigsamkeit. „Nur noch 3 km, bald sind wir da." Aber kein Junge wendet ihm sein Gesicht zu oder gibt irgendein Zeichen der Zustimmung, obgleich sie alle selber nach den Kilometersteinen gespäht haben.

„Rechts ran!" ruft der Lehrer hinter der nächsten Wegbiegung. Aber das gesichtete Auto kommt nicht näher. Es steht, und die Hinterachse zeigt deutlich eine kleine Neigung. „Plattfuß!" entfährt es einem Fach- und Sachkundigen aus der Schar. Einem Hinterrad ist die Luft ausgegangen, der Reifen muß ausgewechselt werden. Zwanzig Jungsgesichter bekommen wieder Leben!

Ein großer, eleganter Sportwagen liegt da vor ihnen. Die schönsten Stromlinien nützen ihm nicht, hilflos versperrt er den Fahrweg. Ein älterer Herr und eine junge Dame sehen sich die Bescherung an, beide sichtlich ein bißchen verdutzt.

Ob sie jetzt zupacken und helfen, meine müden Jungen? denkt der Lehrer. Sagen will er ihnen nichts, ein Befehl würde sie nur innerlich hemmen. Da kommt die Lösung von einer ganz anderen Seite. Hinter dem querliegenden Auto hat ein Fernlastzug mit mehreren Anhängern haltmachen müssen. Der Fahrer ist höchst aufgebracht, daß er kostbare Minuten verliert, und gibt ungeduldig Signal.

Mit ein paar schnellen Schritten ist der Lehrer bei dem Wagen und stemmt seine Schultern gegen die hintere Wand der Chassis. „Vater, wir bekommen Hilfe"! Dann mühen sich alle drei ab, den Festgefahrenen aus der Fahrbahn zu bringen. Das sehen sich die Jungen nur einen einzigen Augenblick an — dann greifen derbe Fäuste zu, stemmen sich Schulter überall, wo noch ein Fleck frei ist. Hau-ruck, hau-ruck, in wenigen Augenblicken rollt der Wagen zur Seite und der Weg ist frei.

Aber keinen Augenblick Zeit gönnen sich die Jungen zum Verschnaufen. Das Werkzeug wird dem Besitzer fast aus der Hand gerissen, und im Handumdrehen ist der Wagen aufgehebelt und das beschädigte Rad ausgewechselt. Anfangs sind der hilfsbereiten Hände beinahe zu viele; allmählich leisten dann die, denen der technische Dreh angeboren ist, die wirkliche Arbeit. Schließlich stehen alle befriedigt um den heilen Wagen. Geschafft!

Der alte Herr gibt dem Lehrer die Hand und spricht ein paar freundliche Worte zu den Jungen, denen der Dank fast peinlich ist. So ein lustiges Zupacken ist doch eine selbstverständliche Angelegenheit. Das Mädel aber sieht ihnen froh in die Augen — das ist der schönste Entgelt, und alle Jungsgesichter leuchten und strahlen wieder hell.

Beim Antreten und Weitermarschieren merkt der Lehrer, daß irgend etwas die Glieder gelöst hat. Das federt und ruckt in den Bewegungen, und ganz von selbst gehts in ein strammes Marschtempo über. Zum Singen reichts aber noch nicht, und der Lehrer will sie von sich aus nicht dazu zwingen.

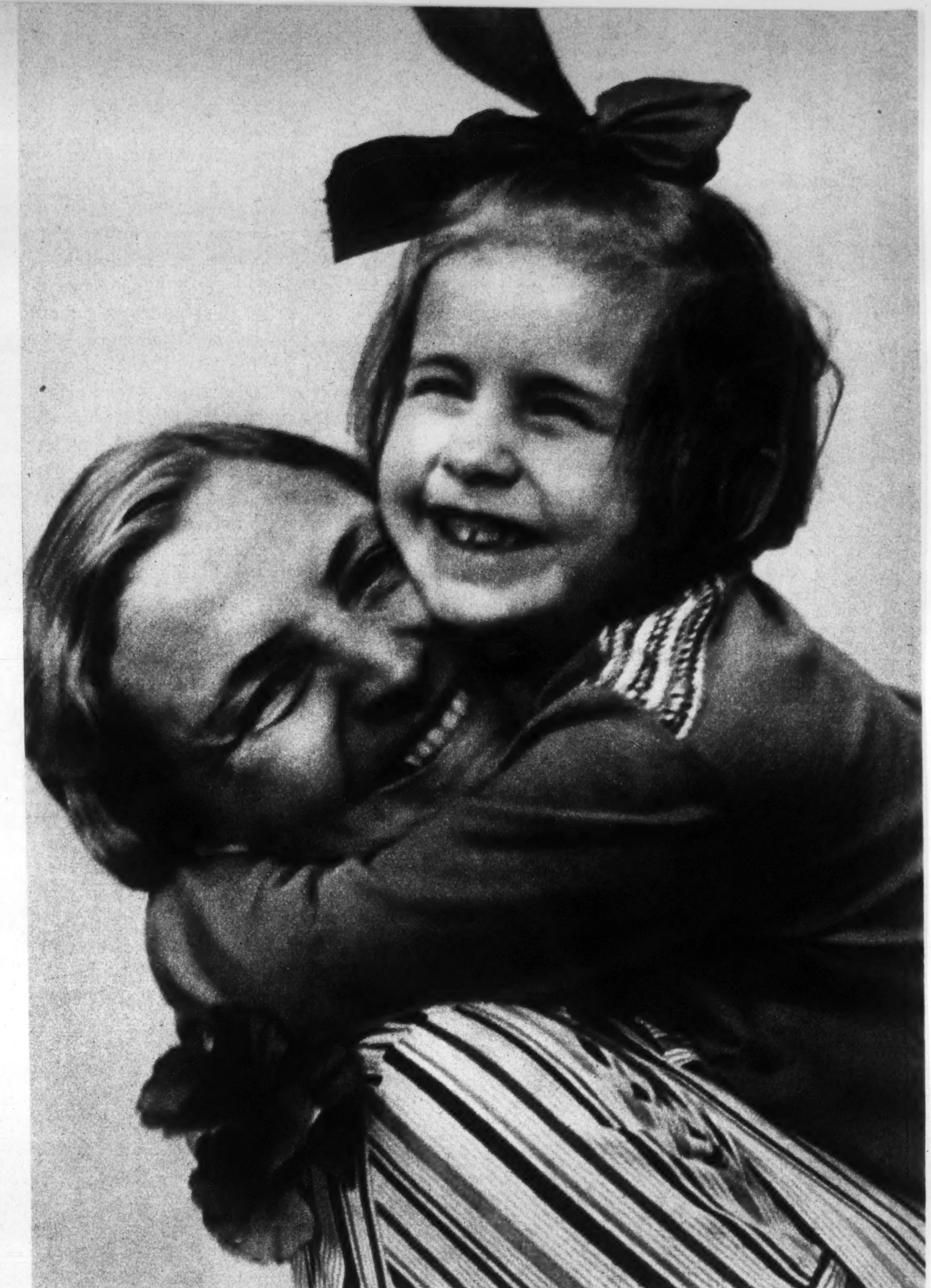
Kurz vor dem letzten Kilometer biegt die Landstraße im scharfen Winkel ab und führt über eine hohe Böschung. Da liegt in einer Schlucht ein langgestreckter See vor ihnen, und am entgegengesetzten Ufer glänzt hell erleuchtet eine Reihe von Fenstern in den sinkenden Abend hinein. Die Jugendherberge!

Etwas mühsam ist der Anmarsch durch das Unterholz des Seeufers. Der winklige, enge und wurzelig-unebene Weg nimmt schärfste Aufmerksamkeit in Anspruch. Da heißt es zusammenhalten, sich stützen und warnen. Aber seltsam, mit der Anstrengung steigt jetzt sogar die gute Laune. Und als die Jungen plötzlich vor dem hellen, gastlich einladenden Tor der Herberge stehen, spüren sie alle im Inneren: Hier ist unser „Zuhaus", unsere Bleibe, die wir uns verdient haben.

Bald sitzen die Jungen um den runden Tisch im Tagesraum, müde, ein bißchen zerschlagen, aber zufrieden. Sie sind wieder eine Schar geworden, die zusammenhält, fröhlich ist und aus sich heraus ein Lied singt.

Hau-ruck! Die kameradschaftliche Tat und das gemeinsame Erlebnis hatten alle guten Lebensgeister wieder geweckt. Peter Schmitz.

Aufnahmen:
E. Hase und Franz Baumeister



Die kleine Prinzessin

Klein-Marianne trägt ihr unsichtbares Krönchen wirklich wie eine Prinzessin, das Krönchen, das ihr von Mutti, von Tanten und Onkels und von der gesamten Bekanntschaft aufgesetzt wurde. Ja, ist sie denn ein so liebes, so überaus kluges, reizendes Mädel? Ach nein, Marianne ist ein Kind wie alle anderen, oder besser: sie war ein Kind wie alle anderen. Solange nämlich nur, bis sie dahinterkam, daß sie unzweifelhaft von edlerem Geblüt sein müßte als Gertrud, die große Schwester, gemessen an der Art, wie man sich um das „Nesthäkchen" anstellt.

Da kommen Verwandte zu Besuch. „Ach, da ist ja unser Süßerchen, unser Mariannchen, unser Baby! Nein, ist das ein reizendes Kind! Ei, und was du für große blanke Guckerchen hast!" Darauf die Mutter: „Nun zeig' doch mal der Tante, was du schon kannst! Sing' mal: „Häschen in der Grube saß u—und schlief!" Und Mariannchen singt, Mariannchen macht Kunststückchen wie ein kleiner abgerichteter Hund. Es wird bewundert und gehätschelt, es ist der Mittelpunkt der ganzen Gesellschaft. Spielsachen und Näschereien nimmt es dafür wie einen Tribut, den ihr die Erwachsenen zu zollen haben.

Und still, unbeachtet im Hintergrund steht Gertrud, die zwölfjährige „Große". Man streicht ihr wohl einmal flüchtig über's Haar, man richtet ein paar zerstreute Fragen über Schule und Ferien an sie, um gleich wieder in entzückte Ausrufe wegen Klein-Marianne auszubrechen. Mit brennenden Augen steht das Mädchen dabei, wenn Mutter stolz die kleine Schwester „vorführt" und wie einen Star bewundern läßt. Niemand bemerkt den feinen Zug von Schmerz, der das kindliche Gesicht älter und reifer erscheinen läßt als gut ist. Neid? Eifersucht? Nein. Gertrud ist nur ein besonders liebebedürftiges Kind, das viel Zärtlichkeit braucht und auch geben will. Als die Schwester noch nicht da war, nannte Mutter die kleine Gertrud oft ihr liebes Schmeichelkätzchen, wenn sie mitten im Spiel aufhörte, um zur Mutter zu laufen und zu sagen: „Muttili, Muttili, du mich auch lieb?" Heute ist es anders, da löst die Mutter mit leiser Ungeduld die Arme der „Großen" von ihrem Hals und sagt beinahe vorwurfsvoll: „Aber Gertrud, du großes Mädel (— o, wie sie diesen Ausdruck haßt!), man ist doch nicht so überschwänglich!"

Ist es da ein Wunder, daß aus der „überschwänglichen" Gertrud ein scheues und verschlossenes Mädel wurde, daß sie mit der Zeit von ihrer

„Minderwertigkeit" genau so überzeugt ist wie Marianne von ihrer „Besonderheit"?

Da ist eine Tante, eine unverheiratete. Sie kommt nur selten zu den kleinen Nichten, weil sie weit außerhalb ihre Wohnung hat. Einmal aber schrieb sie an Gertruds Mutter, ob das Mädel nicht die Sommerferien bei ihr verleben könnte, sie hätte doch einen schönen großen Garten, und für Spielkameradinnen wäre schon gesorgt. Mariannchen allerdings müßte bei der Mutter bleiben, weil für zwei Kinder nicht Raum vorhanden wäre. Und so kam es, daß Gertrud — zum ersten Mal in ihrem jungen Leben — sich für sechs Wochen von der Mutter trennte, um zu der guten und geliebten Tante Lisa zu fahren.

Die Tante Lisa hatte längst bemerkt, wie sehr Gertrud sich nach Wärme und Zuneigung sehnte und wie sie darunter litt, von den Erwachsenen — auch von der Mutter — als die „Große" gegenüber Mariannchen hintangestellt zu werden. Nun fand das Mädel hier bei der Tante ein mütterliches Herz, das sie verstand, für das s i e einmal Mittelpunkt war. Und schon bald hing das Kind mit schwärmerischer Zuneigung an ihr. Aus jedem Brief an die Mutter war das zu lesen, und die konnte sich nicht erinnern (denn sie hatte es längst vergessen), ihre „Große" jemals so aufgeschlossen, so mitteilsam erlebt zu haben. Oder — hatte sie denn überhaupt je darauf geachtet, was die Aelteste tat und empfand, seit ihr Sonnenschein, ihre süße kleine Marianne, den ersten Platz in ihrem Mutterherzen einnahm? Solche Gedanken und Zweifel ließen die Mutter nicht mehr los. Hatte sie das Mädel nicht oft über dem kleinen Schelm vergessen, der mit seiner liebreizenden und drolligen Art die Aufmerksamkeit auf sich lenkte? Hatte sie jemals noch daran gedacht, wie rührend Gertrud um sie war, als sie krank daniederlag?

Diese Gedanken wurden zu Selbstvorwürfen, und als gar in Gertruds Brief zu lesen stand: „Liebe Mutti, ich möchte am liebsten immer bei Tante Lisa bleiben!", da ergriff die Mutter eine namenlose Angst, daß sie ihr Kind durch eigenes Verschulden vielleicht für immer verlieren könnte. In aller Eile schrieb sie dem Mädel einen Brief, wie sehr sie sich darauf freute, „ihre Gertrud" wieder bei sich zu haben, wie gerade sie ihr fehlte und daß schon alle nach Gertrud gefragt hätten. Und ganz zum Schluß die zaghafte Frage, die mit Herzklopfen niedergeschrieben wurde: „Freust du dich auch ein wenig auf deine Mutter?"

Betroffen las das Kind diesen Satz immer und immer wieder. Mit einem feinen Instinkt fühlte es, daß das hier mehr war als nur so eben eine Frage. Lange dachte das Mädchen nach, bis eine Glückswelle durch sein Herz ging und es stürmisch zur Tante lief mit einem Ausruf, der fast ein Jubelschrei war: „Tante Lisa, ich muß gleich nach Hause fahren, Mutter braucht mich!" Und ganz leise hernach: „Mutter hat Sehnsucht nach mir!" —

Erst sehr viel später hat es die Mutter erfahren, daß Tante Lisa das und nur das gewollt hatte, als sie die kleine Gertrud zu sich einlud: ein besonderes und inniges Verhältnis verband von nun an Mutter und Tochter, für das ganze Leben. Klein-Marianne erfuhr darum nicht weniger Liebe von Mutter und Schwester, aber das eitle Krönchen wurde ihr genommen, sie wurde wieder ein unbefangenes, kindliches Geschöpf, nicht mehr und nicht weniger wert als Gertrud, die „Große".

Eva Schramm.





Die Nußtorte

Heute möchten wir — zumal kleinen Mädchen — ein Vergnügen bereiten, indem wir, während wir ein kleines Geschichtchen erzählen, einen Tafelleuchter entstehen lassen. Wir sagen aber nichts davon, daß ein Leuchter gezeichnet werden soll, sondern wir kündigen nur ein Geschichtchen an, dessen Titel heißt: „*Nußtorte oder Schokoladentorte?*" Wir nehmen also Bleistift und Papier zur Hand und beginnen: „In einem schönen, grünen Parke standen vor langen Jahren zwei steinerne Bänke. *Die eine stand hier, und die andere stand da gegenüber* (man zeichnet dabei die Bänke auf, siehe Feld a!).

Auf der einen Bank, ganz auf der Ecke hier (man tippt auf die obere *linke* Ecke der *rechten Bank*), saß trotzig eine kleine Braut, und auf der anderen Bank (man tippt dabei auf die obere *rechte* Ecke der *linken Bank*) saß auch ganz trotzig ihr Bräutigam!

Schon in acht Tagen nämlich sollte die Hochzeit sein, und noch immer konnten die beiden sich nicht darüber einig werden, was für Torte es auf der Hochzeitstafel geben sollte. Die Braut, die Erna hieß, wollte gar zu gern Schokoladentorte haben, der Bräutigam Max aber liebte seit Kindertagen Nußtorte am meisten. Er war aber ein sehr gutmütiger Mensch, und weil es schließlich auch heißt, daß der Klügste nachgibt, so rief er nach einem Weilchen zu seiner Braut hinüber: „Laß nur gut sein, Ernachen! Ich bin auch einverstanden damit, daß es Schokoladentorte geben soll! Sie schmeckt auch sehr schön. Komm, wir wollen jetzt noch ein Stück weiter in den Park hineinspazieren.

Und da lachten sie beide und erhoben sich von ihren Bänken und *gingen aufeinander zu* (man führt bei diesen Worten von jeder Bankecke aus je einen Strich nach der Mitte zu, so daß eine geschlossene Waagerechte entsteht, siehe Feld b!).

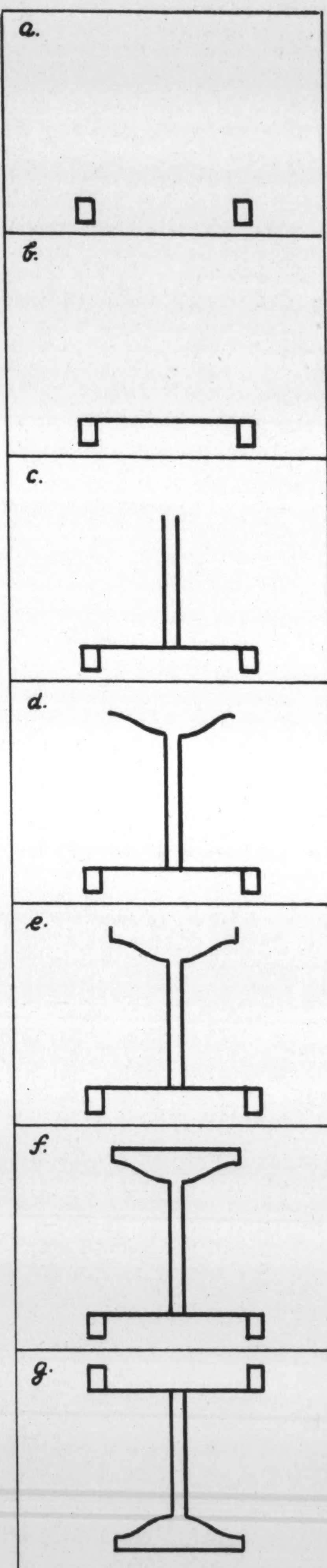
Und nun spazierten sie beide hübsch nebeneinander ein Stück in den Park hinein, rechts ging die Braut und links der Bräutigam (man zeichnet bei diesen Worten die dicht nebeneinander nach oben führenden Parallelen, wie Feld c sie zeigt).

Aber auf einmal fiel es dem Bräutigam ein, daß es wohl das richtige nicht gewesen war, als Mann gar so schnell nachzugeben. Eigentlich hatte doch die Frau sich nach den Wünschen des Mannes zu richten. Das sagten wenigstens alle Leute. Und darum blieb er stehen und fragte ernsthaft: „Ernachen, würde es dir wirklich ein so großes Opfer bedeuten, wenn es doch lieber *Nußtorte* gäbe an unserem Hochzeitstage?"

Da zog die kleine Braut ihren Arm aus dem des Bräutigams und sagte: „Wenn du mir gar nichts zu Gefallen tun kannst, dann, fürchte ich, gehen unsere Wege auseinander!"

„Das fürchte ich auch!" rief der Bräutigam zornig, *und wirklich lief die Braut sofort ein Stück nach rechts* (man führt die geschwungene Linie rechts aus, siehe Feld d!) und der Bräutigam ein Stück nach *links* (man zeichnet die geschwungene Linie links).

Dann aber blieben sie stehen, denn es wurde beiden himmelangst, daß sie gar für immer auseinanderlaufen könnten, und das wollten sie ja gar nicht. Darum *dreht sich Ernachen jetzt nach ihrem Bräutigam um* (man führt den rechten, ganz kurzen, senkrechten Strich aus, siehe Feld e!) und bat recht herzlich: „Ach, lieber Max, bitte, laufe doch ja nicht weiter davon! Ich will gern verzichten auf



die Schokoladentorte. Ich bin ganz zufrieden mit Nußtorte, wenn sie dir besser schmeckt!"

Ach, wie freute sich der Bräutigam, daß die Braut die Probe doch bestanden hatte! Auch er wandte sich ihr wieder zu (man führt das Strichlein auf der anderen Seite aus) und rief beglückt:

„Weißt du was, Ernachen? Es soll beides geben, Nußtorte und Schokoladentorte!"

Und damit lief er schnell zu ihr hinüber (man zeichnet die letzte Verbindungslinie) und gab ihr einen Kuß.

Kaum aber hatte er das getan, so sang ein Vogel im Parke: „Umgekehrt wird ein Leuchter draus — umgekehrt wird ein Leuchter draus!"

Und wirklich, wenn wir jetzt das Ganze umkehren (man stellt die kleine Zeichnung auf den Kopf), so sehen wir, daß aus alledem ein zweiarmiger Leuchter geworden war. Den nahmen die Brautleute selbstverständlich mit heim und taten zwei schöne gedrehte Kerzen hinein. Und auf der Hochzeitstafel stellten sie den Leuchter gerade zwischen die Schokoladentorte und die Nußtorte!"



Käufliche Liebe

Tante Lisa ist, was man früher eine „alte Jungfer" nannte; obwohl sie noch gar nicht so alt ist. Aber sie leidet viel an Kopfweh, sie ist empfindlich und „aesthetisch", und sie hält strenge auf das, was sich gehört ... vor allem, wenn es ihre eigene Persönlichkeit betrifft, die sie ziemlich wichtig nimmt. Es können also nur Menschen mit ausgesprochen guten Manieren mit ihr umgehen, und die meisten Menschen (sagt sie) haben leider schlechte Manieren. Es ist ja einigermaßen wunderbar, daß ihre Neffen und Nichten, im ganzen sechs an Zahl, so wohlerzogen und artig geraten sind, wenigstens ihr gegenüber, so daß sie als wahre Musterbeispiele vorgeführt werden könnten. Tante Lisa schreibt dieses Wunder ihren, wie sie stolz behauptet, pädagogischen Talenten zu, und wir wollen ihr die Einbildung gern lassen. Tatsache ist jedenfalls, daß die Kinder sich darum reißen, sie von der Bahn abzuholen ,wenn sie zu Besuch kommt, daß sie alle um Tante Lisa herumstehen, wenn sie ihren Koffer auspackt, daß sie begeistert sind, mit ihr spazieren gehen oder eine Besorgung für sie machen zu dürfen. Bei allen solchen Gelegenheiten reißen die Kinder „ihre" liebe, liebe Tante vor Zärtlichkeit beinahe über den Haufen und können sich an Schmeicheln kaum genug tun. Mit einem Wort: sie sind unheimlich brav. Geradezu verdächtig ist es aber, daß die Kinder sich sonst wenig um Tante Lisa kümmern, sie vielmehr stundenlang im Garten ungeschoren lassen, wenn sie in ihrem Liegestuhl liest, und sie auch in keins ihrer Spiele mit einbeziehen. Tante Lisa hält das für durch Erziehung gezügelte Leidenschaft.

Aber der Verdacht ist leider trotzdem berechtigt. Am Rande bemerkt: wenn Kinder so auserlesen artig und für die Erwachsenen „bequem" sind, ist ein kritischer Verdacht des Erziehers immer berechtigt. Tante Lisa merkt nämlich in ihrer Weltunerfahrenheit und in ihren vorgefaßten, ichbezogenen Meinungen nicht, daß die Liebe, die Zärtlichkeit, die Folgsamkeit der Kinder — gekauft ist. Die Kinder holen die Tante so gern von der Bahn ab, weil sie ihnen ja jedesmal etwas mitgebracht hat; und man muß es der Tante lassen, sie versteht einzukaufen und läßt es sich etwas kosten. Die Kinder begleiten die Tante in ihr Zimmer und stehen um den sich öffnenden Koffer herum, weil sie es jetzt einfach nicht mehr aushalten vor Neugierde. Sie gehen gern mit der Tante spazieren, denn dabei geht es immer in eine Konditorei ... und Tante Lisa spart da nicht, wie Mutti. Für eine Besorgung aber gibt es immer einen Botenlohn. Und was die Zärtlichkeiten einer stürmischen Zuneigung betrifft: die Kinder haben es längst gemerkt, daß die Tante so was braucht und . . . daß es sich lohnt. Sie nennen es untereinander, wenn Erwachsene nicht in Hörweite sind, „Zirkus"; und wenn Tante Lisa im Garten liest, ist dann eben Pause.

Soll das nun bedeuten, daß die Kinder Tante Lisa überhaupt nicht lieben und daß alles Heuchelei ist? Mit moralischen Urteilen kommt man den wirklichen Zusammenhängen im menschlichen Leben nicht näher, noch weniger ändert man sie dadurch. Die Kinder können mit Tante Lisa eigentlich nicht so sehr viel anfangen. Das wird am besten sichtbar, wenn das Gegenstück, Tante Grete, auf der Bildfläche erscheint. An ihr hängen die Kinder wie Kletten, sie tollen mit ihr herum, sie können ihr stundenlang zuhören, und am allerliebsten fragen sie sie aus, bis sie endlich das allseits bekannte „Loch im Bauch" zu haben fürchtet. Wenn Tante Grete dann wieder fortgeht, sind sie ehrlich traurig — es fehlt ihnen was. Und deshalb führen sie auch mit ihr eine Zeremonie, einen „Zirkus" auf: sie versuchen ihr das Fortgehn schwer zu machen, indem sie die Tür zuschließen, ihren Koffer verstecken, sie mit Gewalt auf dem Stuhl festhalten, und was solche Scherze mehr sind. Tante Grete ist für die Kinder ein Kamerad, also ein lebendiger Mensch, der als solcher interessant und wichtig ist. Tante Lisa lieben die Kinder auch, aber sie lieben sie wie einen Automaten; grob gesprochen: sie „werten sie aus". Und Tante Lisa erzählt dann allen ihren Freundinnen, wie sehr die Kinder immer an ihr hängen. Sie ist ja auch ein netter, ehrlicher Kerl — sie macht es bloß falsch. Und sie ist hoffnungslos unpädagogisch. Aber sie ist glücklich dabei. Leider verdirbt sie nur den Charakter der Kinder.

Also darf „man" Kindern nichts mitbringen, darf man sie niemals in eine Konditorei einladen, darf man ihnen nie einen Groschen geben für einen Botenweg??? Was für ein Unsinn! Selbstverständlich darf „man" das alles. Es kommt nur darauf an, wer „man" ist und wozu man so was tut: ob als älterer Freund, zu Freude, Anregung, Belehrung und nochmals zur Freude oder als Erwachsener im Sinne einer erzieherischen Maßnahme — „damit die Kinder fein artig sind". Wir sind für Freude und Kameradschaft und gegen erzieherische „Maßnahmen".

Wem gehört das Haushaltsgeld, dem Mann oder der Frau

In der Ehe deutscher Volksgenossen ist es Sitte und Brauch, daß der Mann seiner Frau je nach seinen Einkommensverhältnissen für längere Zeitabschnitte eine feste Rente als Vorschuß für die Haushaltsführung zahlt, weil die Frau mit einer derartigen Rente praktischer wirtschaften kann und das Anfordern kleinerer Beträge für jede einzelne Ausgabe als unwürdig empfinden würde.

Eine eherechtliche Grundlage für diesen Brauch ist im Bürgerlichen Gesetzbuch nicht gegeben. Schrifttum und

Rechtsprechung, die überwiegend einen Rechtsanspruch der Frau gegen den Mann auf ein angemessenes Haushaltsgeld bejahen und ihr entweder einen schuldrechtlichen Klageanspruch oder ein im Wege der Herstellungsklage auf volle eheliche Lebensgemeinschaft verfolgbares Recht zugestehen, stützen ihre Rechtsauffassung auf § 669 BGB., wonach die Ehefrau, die im Innenverhältnis zu ihrem Manne die Rechtsstellung einer Beauftragten hat, von ihm als ihrem Auftraggeber für ihre Ausgaben zur Leitung des gemeinschaftlichen Haushaltes, die ihr nach § 1356 BGB. obliegt, Vorschuß verlangen kann. Ministerialdirektor a. D. Dr. Thiesing, der in der „Deutschen Justiz“ eingehend das Recht am Haushaltsgeld untersucht, sieht in entsprechender Anwendung der Grundsätze über das Auftragsverhältnis — § 666 BGB. — die Frau als verpflichtet an, dem Manne auf Verlangen Auskunft und Rechenschaft über die Verwendung des Haushaltsgeldes zu erteilen, ihm Ersparnisse mitzuteilen und Ueberschüsse unaufgefordert zur Verfügung zu stellen, da erspartes Hausstandsgeld ihrem Vermögen nicht endgültig zufließen soll, dieses Geld vielmehr zweckgebunden war. Was das Eigentum an dem als Vorschuß gezahlten Haushaltsgeld angeht, so ist nach Thiesing hierfür zunächst der Wille der Ehegatten maßgeblich. Läßt sich dieser aus den Umständen nicht entnehmen, so verbleibt das Eigentum am Haushaltsgeld bis zu seiner Verausgabung beim Manne. Vermischt die Frau es mit ihrem eigenen Gelde, so entsteht nach den Bestimmungen der §§ 948, 947 BGB. entweder Alleineigentum des einen oder anderen oder Miteigentum beider Gatten daran, wobei gewechseltes Geld in die Rechtslage des Verausgabten tritt. Pfändet ein Gläubiger des *Mannes* Haushaltsgeld, so muß die Frau bei ihrer Widerspruchsklage die Vermutung des § 1362 BGB. widerlegen, daß das Geld dem Manne gehört. Pfändet ein Gläubiger der *Frau* das Hausstandsgeld, so muß der widersprechende Ehemann sein Eigentum daran beweisen, wobei ihm die Vermutung des § 1006 Abs. 1 BGB. nicht zur Seite steht, weil die Frau das Haushaltsgeld besitzt, und zwar allein besitzt, ohne Rücksicht darauf, daß im Regelfall der Mann Eigentümer des Geldes bis zur Verausgabung bleibt. Deshalb gehört das Haushaltsgeld im Falle des Konkurses des Mannes auch zu seiner Konkursmasse. Doch wird die Frage der Pfändbarkeit des Haushaltsgeldes oder seine Zugehörigkeit zur Konkursmasse mit Rücksicht auf den Vollstreckungsschutz aus § 811 Ziffer 2 und 8 der Zivilprozeßordnung und § 1 der Konkursordnung nicht gerade häufig praktisch werden.

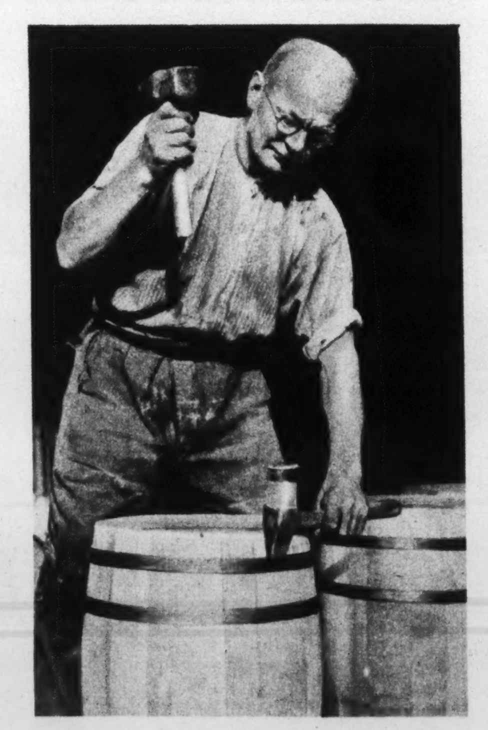


Naschkätzchen Aufnahme: Agfa-Bildarchiv

Was können unsere Kinder werden?

Der Böttcher und Küfer

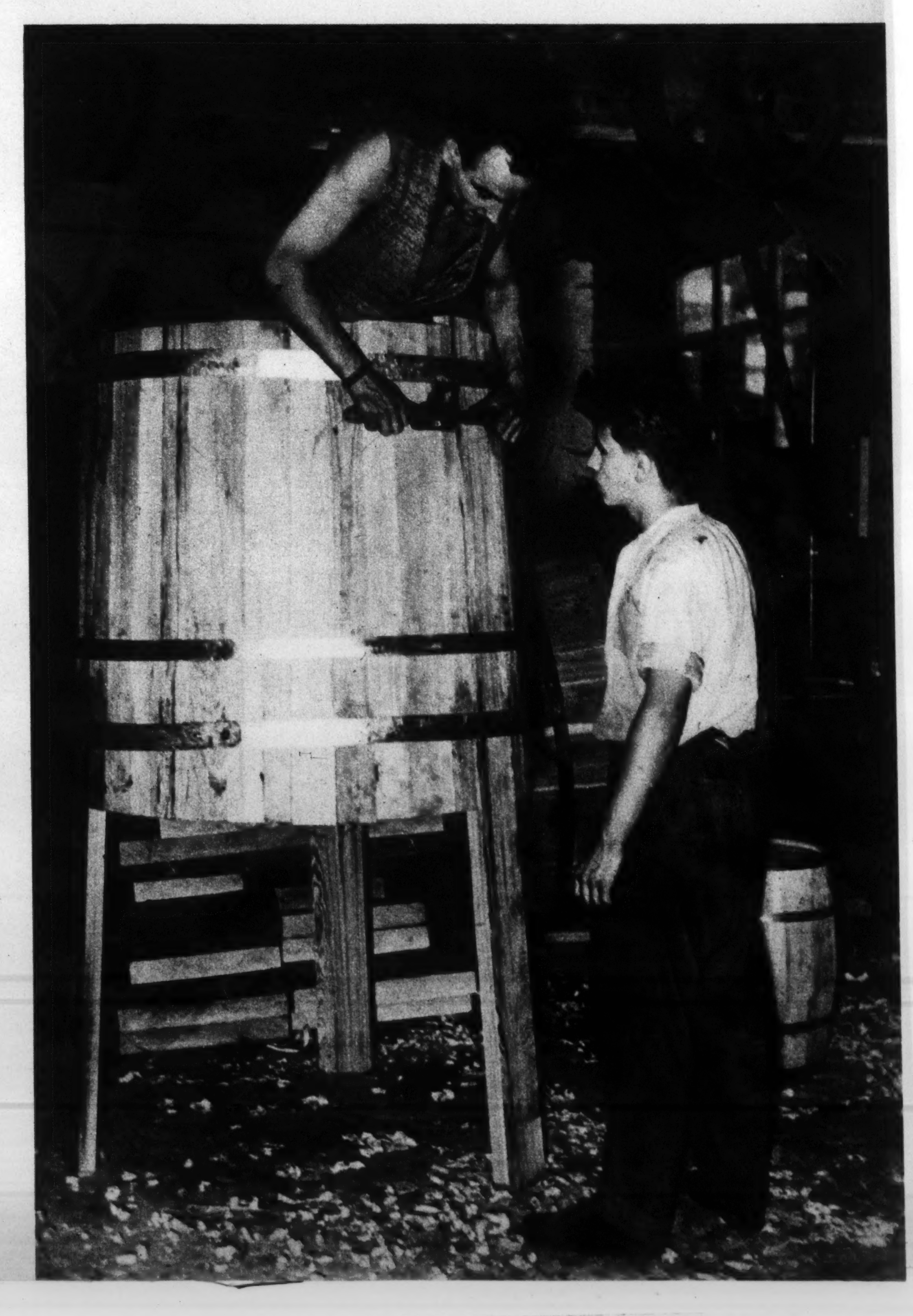
Vielleicht geht es anderen anders; aber ich muß gestehen, daß ich mir das Handwerk eines Böttchermeisters nicht besonders interessant und abwechslungsreich vorgestellt hatte. Es ist ja kein unangenehmer Beruf, hatte ich mir gedacht, nur ein bissel langweilig. Der Tischler baut Tische und Stühle, Schränke und Bettgestelle, Fensterrahmen und Särge — welch eine Vielfalt der Formen, der Materialien, der Techniken, der Kunststile! Der Böttcher macht den ganzen Tag Fässer, nichts als Fässer. Und als ich vor Jahren auf meinem Rade in Kitzingen am Main vor der Werkstatt eines Faßbindermeisters vorüberkam, freute mich nur der frische Duft geschnittenen Holzes. Hinein ging ich nicht, denn der Frankenwein und das Sauerkraut, die beiden zukünftigen Inhalte der dort ausgestellten Fässer, lockten mich wesentlich stärker als die noch leeren, nagelneuen Behälter. Ich wäre auch in der Reihe dieser Berufsbilder kaum so bald an diesen Beruf geraten, wenn nicht der Reichsinnungsverband des Böttcher- und Küferhandwerks so lebhaft für dieses Handwerk geworben und ich mich daraufhin verpflichtet gesehen hätte. — Mein Besuch einer großen Berliner Böttcherwerkstatt begann im Büro, und wie es schon so ist in Berlin, klingelte während meiner Unterredung mit dem Meister immer wieder der Fernsprecher. Aber ich muß sagen, der Meister hätte mir von dem Umfange seiner Arbeit, von der Fülle seiner Erfahrungen und

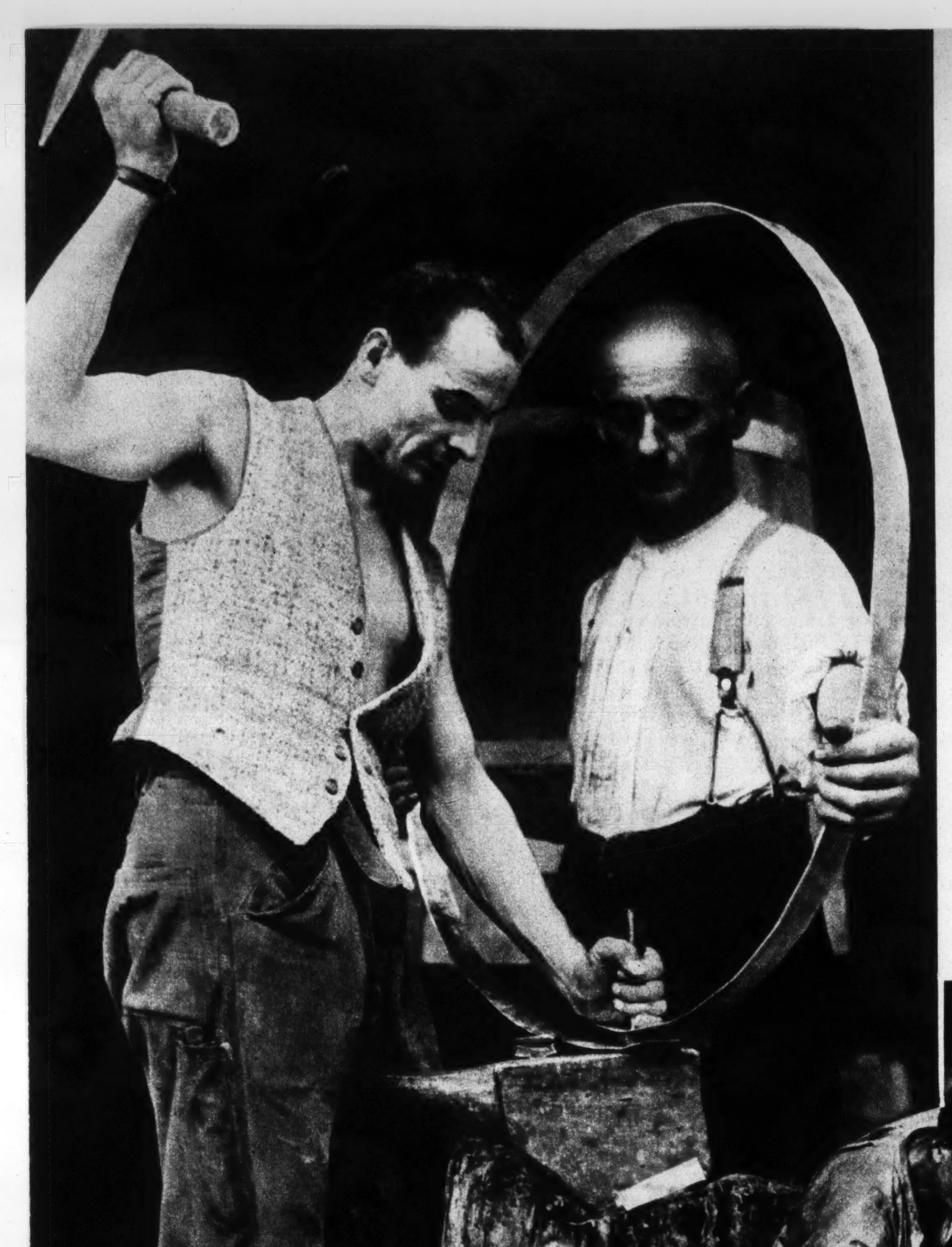


der täglich ihm begegnenden Fragen nicht leicht einen besseren Eindruck geben können als durch diese zufällig von mir angehörten Geschäftsgespräche. Da war aus einem Spezialholz ein Bottich zu liefern, in dem der große Rührer eine bestimmte Masse durchzuarbeiten hatte; ein anderes Mal war da eine Wanne zu bauen, wobei Zu- und Ablauf des Wassers offensichtlich besonderen Bedingungen zu genügen hatten. Und der Böttchermeister sprach mit seinem Auftraggeber am anderen Ende des Fernsprechers, als ob er selber der Fabrikant wäre: hier von Farben und Lacken, dort von Obstmarmeladen, da wieder als sei er der Betriebsleiter einer Wäscherei. Nachher erzählte mir derselbe Meister noch mehr von der Mannigfaltigkeit seiner Aufgaben: des Bierfasses, des Wein- und Weinbrandfasses, der Waschbütte, der Holztröge für galvanische Anstalten, der Transportgefäße für chemische Stoffe, für Fette, für Milch, für Heringe, nicht zu vergessen der hölzernen Bier- und Weinkrüge, die als Andenken deutscher „Spezialitäten" in großer Menge auch ins Ausland versandt werden und dort für uns weiter werben. Wer also das Böttcherhandwerk ergreift, darf sich auf eine abwechslungsreiche Arbeit freuen. Und er darf von

sich sagen, daß er in einen wichtigen, in einen verantwortungsvollen Beruf unserer Volkswirtschaft eintritt. Denn nicht nur verarbeitet der Böttcher einen kostbaren einheimischen W e r k s t o f f, d a s H o l z, er soll auch darauf aus sein, die bisher vielfach verwendeten ausländischen Hölzer, die zu Sonderzwecken schwer zu entbehren sind, durch entsprechend „vergütete" deutsche Holzarten zu ersetzen . . . ja den Ersatz besser brauchbar als das ersetzte fremde Material zu machen. Aber mehr noch als das: der Böttcher will heute, im Rahmen des Vierjahresplans, V e r w e n d u n g s a r t e n f ü r d a s h ö l z e r n e G e f ä ß z u r ü c k z u e r o b e r n, die in den letzten Jahrzehnten an Metallgefäße verloren gegangen waren. So sind z. B. eben jetzt vom Reichsnährstand und vom Böttcherhandwerk gemeinsam unternommene Versuche im Gange, die Milchtransportgefäße auf hölzernen Werkstoff umzustellen, das will sagen: Transportgefäße zu bauen, die ebenso widerstandsfähig für den Transport sind, aber das Metall für andere Verwertungszwecke frei machen und die noch dazu die Milchverluste durch Sauerwerden im Sommer und Einfrieren im Winter besser vermeiden. Holz ist ja bekanntlich ein schlechterer Wärmeleiter als Metall. In diesem Gedankenzusammenhange wird überhaupt eine ganz außerordentlich wichtige Aufgabe des Böttcherhandwerks sichtbar: es ist durch seine Werkerfahrungen in hervorragendem Maße im K a m p f w i d e r d e n V e r d e r b wertvoller Roh- und Verbrauchsstoffe, besonders vieler Nahrungsmittel, tätig! Denn es ist gar nicht gleichgültig, in was für Fässern Bier gelagert und auf die Reise geschickt wird; das eichene Weinfaß hat einen wichtigen Anteil an der Entwicklung der Weinsorten, und der durch Jahrzehnte gelagerte Weinbrand bekommt seine besondere Reife auch erst im Faß, ehe er sich in der Flasche endgültig zu hoher Güte „ausbaut". Kellerwirtschaft und Küferei gehören nahe zusammen, und alle Arbeit des Winzers wäre vergebens, wenn der Faßbinder ihn nicht sachkundig unterstützte. Während ein Bierfaß bei sachgerechter Behandlung 20—30 Jahre, ein Weinfaß auch noch länger hält, wozu aber die immer erneute Betreuung durch den Böttcher gehört, sollen die Transportgefäße für Teer, Lack, Farben, andere flüssige, pulverisierte und in Stücken versandte Chemikalien, die Herings- und Buttertonnen, die Sauerkohl- und die Gurkenfässer zwar aus leichterem, billigerem Holze gemacht sein, sie müssen aber trotzdem einen immerhin m e h r f a c h e n Gebrauch erlauben, soweit das Lebensmittelgesetz es nur zugibt. Die zweckentsprechende Bauweise, die Haltbarkeit, die Preiswürdigkeit . . . all das stellt den Böttcher in jedem Falle vor neue Aufgaben, sowohl der handwerksgerechten H e r s t e l l u n g wie der wirtschaftlichen K a l k u l a t i o n. Noch bedeutender sind die Ansprüche, die die Industrie an sein Fachwissen und sein Können stellt: die Widerstandskraft verschiedener Hölzer gegen Säuren und Laugen ist verschieden, und in vielen Fällen ist das Holz widerstandsfester als Metall und Beton. Dazu kommt, daß man mangelnde Pflege bei Holzgefäßen sehr viel deutlicher sieht und also besser kontrollieren kann als bei Metall und Schamotte oder anderen Werkstoffen.

Der Böttcherberuf ist ein gesunder Beruf. Freilich erfordert er auch zu seiner Ausübung einen gesunden Menschen von wenigstens mittleren Kräften — es sind oft schwere Gefäße zu heben! Bruchleidende sind also unerwünscht. Dagegen schadet mäßige Kurzsichtigkeit nichts. Außer einer gewissen, durch die modernen Arbeitsmaschinen aber sehr herabgesetzten Staubentwicklung, wie sie eben in jedem holzverarbeitenden Berufe besteht, werden die Atmungsorgane durch keine schädlichen Stoffe angegriffen. — Geschickte Hände und ein praktischer Sinn werden von dem Böttcherlehrling auf alle Fälle verlangt, Rechnen und Zeichnen sollten nicht gerade seine schwächsten Seiten in der Volksschule gewesen sein. Die erste Klasse der Volksschule ist ausreichend. Nach 3½—4 Lehrjahren, deren fortschreitender Erfolg heute überall durch Zwischenprüfungen der Innungen kontrolliert wird, wird die Gesellenprüfung abgelegt. Nach mindestens 4 Gesellenjahren, von denen tunlichst zwei auf Wanderschaft verbracht werden sollten, darf sich der junge Böttcher zur Meisterprüfung melden. Zur Führung des Meistertitels ist er — wie in anderen Handwerken — mit 24 Jahren berechtigt. Bei den vielfältigen Verwendungsgebieten der Böttcherei





und Küferei sind die Wanderjahre übrigens gerade für den Böttcher ganz besonders wichtig und nötig: in jeder deutschen Landschaft ist etwas Neues dazuzulernen. Für eine Ergänzung der eigenen Berufs- und Betriebserfahrungen nach der theoretischen **und** nach der praktischen Seite sorgen die Fachschulen, die der Geselle vor seinem Selbständigwerden als Meister möglichst besuchen soll, die ihm aber auch nützlich sind, falls er sich nicht selbständig zu machen gedenkt, sondern in einem größeren Betriebe weiter arbeiten will. Außer in Böttchereien sind Böttcher auch in Brauereien, Weinkellereien, Spirituosen-, Konserven- und anderen Fabriken als Fachkräfte tätig. Doch sind nach einer Aufstellung der Deutschen Arbeitsfront zwei Drittel aller Böttcher in kleineren oder mittleren Handwerksbetrieben zu Hause.

Die meisten und die größten Böttcherbetriebe des Deutschen Reiches gibt es im Westen (Weinbaugebiete), in den bayerischen Landstädten und in Berlin (Biererzeugungsgebiete) und endlich in den Hansestädten, wo wahrscheinlich die Fischverwertung und die Molkereien die Hauptabnehmer stellen. In den landwirtschaftlichen Haupterzeugungsgebieten wird sich das Böttcherhandwerk aber voraussichtlich überall heben, also auch im Osten, weil die Zusammenarbeit mit dem Reichsnährstand neue Arbeitsgebiete erschlossen oder in Aussicht gestellt hat: die schon erwähnte Herstellung von Milchtransportgefäßen, die vermehrte Erzeugung von Fässern für Salzheringe, die Ausdehnung der Obstverwertung (Süßmostereien und Marmeladefabrikation) spielen dabei eine Rolle. Nicht zuletzt, wenn er hier auch zum Schluß erst erwähnt wird, kommt der für die Kraftfutterreserven unserer Viehzucht so bedeutsam gewordene Silo-Bau, der weithin in die Hände der Böttchermeister übergegangen ist. Es gibt also allerhand Ausbreitungsmöglichkeiten für dieses lange Zeit schwer um seine Existenz ringende Handwerk; daher ruft es nach tüchtigem Nachwuchs.

Hans Hajek.





Verkäuferinnen

Nächst dem Beruf der Hausangestellten weist der Beruf der Verkäuferin nach der letzten Berufszählung von 1933 am meisten weibliche jugendliche Personen auf; 62 000 Mädels zwischen 14 und 18 Jahren standen schon damals hinter dem Ladentisch, und seitdem ist ihre Zahl mit dem Aufschwung unserer Volkswirtschaft ständig gewachsen. Tagtäglich wechseln Mädels aus anderen Berufen in den der Verkäuferin hinüber. Gibt es doch wenige Berufe, die sich so vor den Augen der Welt abspielen, von denen man sich auch als 14jährige schon eine so deutliche Vorstellung machen kann. Gewiß lockt auch die Tatsache, daß man in jeder Branche größten Wert auf ein gepflegtes Aeußere der Verkäuferinnen legt, daß hier die Neigung des Mädchens, durch sein Aeußeres zu gefallen, geradezu zur Pflicht wird. Auf der anderen Seite werden sicher auch manche Anforderungen dieses Berufes zunächst unterschätzt.

Jeder Beruf, der an der Gütererzeugung beteiligt ist, erhält sein Ethos aus der Forderung nach bestmöglicher Leistung: die Stallmagd weiß, daß von ihrer ordentlichen Arbeit die Gesundheit der Kühe und damit die Qualität der Milch mit abhängt; jede Näherin — ob sie einfache Wäschestücke oder kunstvolle Kleider herstellt — weiß, wie das Stück gearbeitet sein muß, wenn es wirklich gut sein soll, und sie erstrebt diese Vollkommenheit. Noch viel größer ist die Verantwortung in all den Berufen, die pflegend und erziehend am Menschen arbeiten, ob Säuglingspflegerin oder Krankenschwester, Kindergärtnerin oder Studienrätin; sie alle wissen, daß sie für die Gesundheit, für die rechte geistig-seelische Entwicklung der ihnen anvertrauten Menschenkinder mitverantwortlich sind. Das spornt sie an, ihr Bestes zu geben. Bei oberflächlicher Betrachtung scheint dem Kaufmanns- oder Handelsstand solch sittliche Verpflichtung in seiner Arbeit zu fehlen. Nicht Dienst am Werk und auch nicht Dienst am Menschen ist seine Aufgabe, er arbeitet — so meinen viele — in erster Linie für den eigenen Profit, indem er dem Erzeuger die Ware zu möglichst niedrigem Preise abhandelt und sie dem Käufer zu einem möglichst hohen Preis aufschwätzt. Daß manche Kaufleute ihren Beruf wirklich nur unter solchen Gesichtspunkten betrieben haben, hat dem Ansehen des ganzen Standes geschadet. Heute genießt aber „der ehrbare Kaufmann" wieder das Recht auf Achtung bei allen Volksgenossen; denn wir wissen, daß er innerhalb der deutschen Volkswirtschaft eine wichtige Aufgabe zu erfüllen hat; und der Kaufmannsstand selbst ist sich dieser Aufgabe voll bewußt; als „Dienst am Kunden" erfüllt er sie in dem Bestreben, die Bedürfnisse der deutschen Menschen mit den der deutschen Volkswirtschaft zur Verfügung stehenden Gütern so gut wie nur irgend möglich zu befriedigen.

Die Verkäuferin, die im unmittelbaren Verkehr mit der kaufenden Kundschaft steht, muß von dem gleichen Geist erfüllt sein wie ihr Betriebsführer, der die Verantwortung für die Anschaffung der Ware trägt. Denn daß all die ungezählten Einzelkäufe so zweckmäßig wie möglich abgeschlossen werden, davon hängt letzten Endes die Zufriedenheit der Verbraucherschaft und die richtige Ausnützung unserer wirtschaftlichen Möglichkeiten ab. So verbirgt sich hinter der Tätigkeit der Verkäuferin, die manchem jungen Mädchen so einfach erscheint, eine recht verantwortliche Funktion, die drei Fähigkeiten verlangt: Einfühlungsvermögen, um die oft noch unklaren Wünsche und Bedürfnisse des Kunden richtig zu erfassen; ein lebhaftes Vorstellungsvermögen, das rasch herausfinden läßt, mit welcher der verfügbaren Ware gerade das besondere Bedürfnis des einzelnen Kunden am besten befriedigt werden kann, und schließlich ein erzieherisches Feingefühl, kraft dessen es der Verkäuferin gelingt, den Käufer während seiner Wahl und bei seiner Entscheidung so zu beraten, daß eben der zweckmäßigste Kauf zu Stande kommt. Hat sie ihn erreicht, so wird nicht nur der Käufer zufrieden sein, auch sie selbst wird ein Gefühl der Befriedigung haben, so wie es jeder empfindet, wenn er eine Aufgabe gut gelöst hat. Diese drei Fähigkeiten kann man zwar nicht erlernen; wenn man sie aber von der Natur mitbekommen hat, so kann man sie üben, und man muß das tun, wenn man im Beruf der Verkäuferin Erfolg haben will. Wer kein Interesse hat für seine Mitmenschen, wem es schwer fällt, rasch zu kombinieren, der ist zu diesem Beruf nicht geschickt, ihm fehlt meist auch der pädagogische Takt.

Zu diesen innerlichen Voraussetzungen müssen dann auch noch einige äußere kommen. Vom gefälligen Aussehen war schon die Rede; mindestens ebenso wichtig ist aber die Gesundheit. Ganz besonders beansprucht werden die Beine und Füße, Anlage zu Krampfadern, zu jeglicher Art von Fußleiden macht für diesen Beruf, der ausschließlich im Stehen ausgeübt wird, ungeeignet. Die Berufsberatungsstellen prüfen außerdem, je nach der Branche, der sich das junge Mädchen zuwenden will, die Intelligenz, das geschmackliche Urteil, das Unterscheidungsvermögen u. a. Ueberall wird heute das Zeugnis aus der ersten Volksschulklasse mit guten Zensuren verlangt.

Der Beruf der Verkäuferin ist heute ein gelernter Beruf. In allen Fachgeschäften, aber auch schon in fast allen Kaufhäusern wird ungelerntes Personal nur noch zur Aushilfe angestellt. Durchweg wird in den verschiedenen Zweigen des Einzelhandels eine drei- bis dreieinhalbjährige Lehrzeit verlangt, die auf Grund eines Lehrvertrages durchgeführt wird. Die Lehrlinge müssen ein Arbeitsbuch haben, in das der Lehrherr

vierteljährlich über die Art der Beschäftigung und den Fortgang der Lehre seine Eintragungen macht. Am Schluß der Lehrzeit steht dann, genau wie im Handwerk die Prüfung: sie findet vor der Industrie- und Handelskammer statt und zwar durch einen Ausschuß, in der der betreffende Einzelhandelszweig Vertreter entsendet und in dem die Lehrkräfte der Berufsschule die theoretische Prüfung abhalten.

Denn in allen Berufsschulen gibt es heute für die Verkäuferinnen besondere Klassen, in den Großstädten hat man sogar ein oder mehrere Verkäuferinnenschulen, die schon ganz den Charakter von Fachschulen angenommen haben. So werden z. B. in Berlin die Verkäuferinnen in sieben großen Gruppen eingeteilt: die beiden wichtigsten, Textilhandel und Lebensmittelhandel weisen wieder mehrere, besondere Fachklassen auf: für Woll-, Weiß- und Kurzwaren, Fertigkleidung und Putz, für Herrenwäsche, für Fleischerei, für Backwaren und Konditoreien, für Süßwaren und für Feinkost. Jede Ware hat ja ihre Eigenart, nicht nur nach Art und Herstellung, sondern auch im Verkauf. Laden, Verkaufsraum und Verkäuferin sollen eine Einheit bilden. Man stelle sich nur einmal ein Feinkostgeschäft vor und seine Verkäuferinnen in weißem Kittel und Häubchen, oder ein Putzgeschäft, in dem Kragen und Knöpfe, Gürtel und Schnalle am Kleid der Verkäuferin uns angenehm auffallen.

Für jede Warenbranche vermittelt die Berufsschule eine eingehende verkaufskundliche Belehrung, zunächst nach der technischen, sodann aber auch nach der psychologischen und rechtlichen Seite. Die Herkunft der Waren, ihre Lagerung und Benutzung, kurz die „Warenpflege" muß die Verkäuferin beherrschen, um nachher die Kunden sachgemäß beraten zu können. In eigens aufgebauten Läden wird das „werbewirksame Auslegen der Waren" praktisch geübt. Vor der ganzen Klasse spielen die Mädels Verkäuferin und Kundin, angefangen bei der Begrüßung, über alle Stadien des schwierigen Verkaufs mit unschlüssigen, nörgelnden, hochfahrenden Käuferinnen bis zu Reklamationen, Beschwerden und Umtauschen. Wirtschaftliche Verordnungen und Gesetzesparagraphen müssen ebenso beherrscht werden wie die Anstandsregeln. In der „Handelskunde" lernen die Anfängerinnen den kaufmännischen Geschäftsverkehr, die Ausstellung von Frachtbriefen, Zahlkarten usw. Wie vielseitig die Tätigkeit einer Verkäuferin in einem Fachgeschäft sein kann, ahnt die kaufende Hausfrau nicht, die ja immer nur einen Teil der Arbeit kennen lernt.

Jeder Beruf prägt die Menschen; innerhalb des Verkaufs sind zwischen den Verkäuferinnen der einzelnen Branchen deutliche Unterschiede wahrzunehmen. Die Leiterin des hauswirtschaftlichen Unterrichts — der ebenso wie Sport und weltanschauliche Schulung für jede Berufsschülerin verpflichtend ist — erkennt an der Art zu arbeiten sehr rasch, zu welcher Branche die einzelnen Mädels gehören. Trotz dieser unterschiedlichen Neigung und Befähigung zur hauswirtschaftlichen Arbeit, geht aus allen Branchen immer ein hoher Prozentsatz schon in jungen Jahren durch Heirat ab. Der selbständige Kaufmann sucht sich die Lebensgefährtin, die ihm ja zugleich auch Arbeitskameradin sein muß, am liebsten aus dem Stand der Verkäuferinnen, bei denen er Verständnis für die Anforderungen seines Geschäftes findet.

Für diejenigen, die nicht heiraten oder später wieder in den Beruf zurückkehren müssen, gibt es gewisse Aufstiegsmöglichkeiten: zur Abteilungsleiterin, zur Einkäuferin und zur Filialleiterin. Oder aber sie können sich selbständig machen durch Begründung oder Uebernahme eines Geschäfts auf eigene Rechnung, oder aber durch Uebernahme einer Vertretung. Zur Gründung eines eigenen Geschäftes gehört heute der Nachweis von Branchekenntnissen und um behördliche Zulassung, außerdem aber immer auch ein gewisses Betriebskapital, denn selbst bei bescheidenstem Anfang muß ein kleines Warenlager gehalten werden, die Ausstattung des Verkaufsraums soll ansprechend und neuzeitlich sein und eine werbewirksame Auslage der Waren ermöglichen. Es ist sehr schwer, sich als angestellte Verkäuferin ein solches Betriebskapital zu ersparen; außerdem sind nur wenige Naturen geeignet, das Risiko des Daseinskampfes als selbständige Einzelhändler auf sich zu nehmen.

Umsomehr aber eignet sich die ältere branchekundige Verkäuferin zur Waren-Vertreterin. Wir begegnen dann auch in wachsender Zahl solchen Frauen, die die Kundschaft von Haus zu Haus aufsuchen oder auf Ausstellungen ihre Ware vorführen. Die Warenvertreterin übernimmt für eine industrielle Firma oder auch für ein Groß-



Kundentypen und ihre Behandlung, ein Thema der Berufsschule für Verkäuferinnen in Berlin

Die beiden Aufnahmen stellte die obige Berufsschule in Berlin O 112 uns zur Verfügung

handelsgeschäft den Vertrieb bestimmter Waren in einem bestimmten Bezirk. Meist handelt es sich dabei um Spezialartikel, oft um solche, die erst neu erfunden sind und sich die Gunst des Publikums noch erwerben müssen. Die solide Vertreterin wird natürlich nur solche Waren übernehmen, von deren Güte sie selbst überzeugt ist und für die sie sich wirklich ehrlich einsetzen kann. Auf dem flachen Lande, wo es Fachgeschäfte überhaupt nicht gibt, werden Haushaltsartikel aller Art, Kleidungs- und Wäschestoffe, Trikotagen und vieles andere durch die Warenvertreterin der Hausfrau angeboten. Diese macht auf Grund der vorgelegten Muster oder Kataloge ihre Bestellung, die dann von der Vertreterin an ihre Firma weitergegeben wird. Die Warenvertreterin ist am Umsatz beteiligt, sie arbeitet aber selbständig in dem Bezirk, für den ihr ihre Lieferfirma den Auftrag gegeben hat. Je rühriger sie ist, desto größer ist ihr Verdienst. Es soll in manchen Branchen Frauen geben, die bis 2000 RM. monatlich so verdienen, mit Untervertreterinnen arbeiten und ein eigenes kleines Büro für die Erledigung ihrer Aufträge unterhalten! Fast ausschließlich mit weiblichen Vertreterinnen arbeitet die Korsettbranche, aber auch für Wäsche, insbesondere Aussteuern, wird die weibliche Vertreterin bevorzugt. In der Elektro-Industrie geht sie als „Werbedame" oder Propagandistin den männlichen Kollegen voran und stellt zunächst die Verkaufsmöglichkeiten fest bezw. sie weckt bei den Hausfrauen das Bedürfnis, z. B. für Staubsauger usw.

Es ist klar, daß eine Warenvertreterin in ihrer Branche gründliche Fachkenntnisse besitzen muß. Redegewandt und geschickt im Umgang mit den Hausfrauen verschiedenster Art muß sie sein. Wer „Türklinkenangst" hat, wird wenig Erfolg haben. Auch eine große Beweglichkeit ist vonnöten. Denn die Warenvertreterin ist die meiste Zeit des Jahres auf Reisen. Oft wandert sie bei Regen und Wind über Land, denn nicht jede bringt es zum eigenen Auto. Auf den großen Ausstellungen steht sie 10—12 Stunden auf ihrem Stand in Staub und Unruhe und darf nicht müde werden, immer wieder das Publikum für ihre Ware zu interessieren. Nur die besonders regsame Verkäuferin eignet sich also zum Uebergang in die Fachgruppe der Warenvertreter, die im neuen Deutschland innerhalb der Reichsgruppe Handel sowohl in die gewerbliche Wirtschaft wie in die Deutsche Arbeitsfront eingegliedert ist. Jede Warenvertreterin muß ihr angehören und erhält als Ausweis ein schmuckes Abzeichen.

Gerda Simons.

*

Die Hilfe der Schule bei der Berufsberatung der Jugend

„Eine ungemein wichtige Aufgabe des nationalsozialistischen Staates", so schreibt der „Völkische Beobachter" in seiner Ausgabe vom 18. August 1937, „ist die richtige und planmäßige Eingliederung der zur Schulentlassung kommenden Jugendlichen in das deutsche Wirtschaftsleben. Nur auf diese Weise ist es möglich, den zur Zeit noch fühlbaren Mangel an Facharbeitern für die nächsten Jahre zu beseitigen.

Wenn Ostern 1936 von 500 000 Jungen fast die Hälfte Berufe der Metallverarbeitung in Handwerk und Industrie ergreifen wollte, während nur rund 100 000 Lehrstellen vorhanden waren, so ist dies ein überzeugender Hinweis darauf, daß die Jugend bei der Berufswahl einer sachkundigen Führung bedarf. Die nationalsozialistische Staatsführung hat daher in der Erkenntnis der hier vorliegenden wichtigen staatspolitischen und wirtschaftlichen Probleme die berufliche Lenkung und Eingliederung der Jugend in das Wirtschaftsleben ausschließlich der Reichsanstalt für Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung durch das Gesetz über Arbeitsvermittlung, Berufsberatung und Lehrstellenvermittlung vom 5. November 1935 übertragen und damit allein sie mit der Durchführung der Berufsberatung und Lehrstellenvermittlung beauftragt.

Das Bemühen der Reichsanstalt, die Berufsberatung und Lehrstellenvermittlung den notwendigen Erfordernissen der gesamten deutschen Wirtschaft entsprechend durchzuführen und die jugendlichen Begabungen beruflich richtig zu lenken, findet eine wertvolle Unterstützung in einem kürzlich an die Schulen ergangenen Erlaß des Reichs- und Preußischen Ministers für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung. Der Reichserziehungsminister weist zunächst darauf hin, daß durch das genannte Gesetz die früher an die Schulen ergangenen Erlasse über die Mitwirkung der Schulen bei der Berufsberatung inhaltlich Gegenstand eines Reichsgesetzes geworden sind. Er macht allen Schulaufsichtsbehörden, Schulleitern und Lehrern eine verständnisvolle Zusammenarbeit mit den Dienststellen der Reichsanstalt, den Landesarbeitsämtern und den Berufsberatungsstellen der Arbeitsämter zur Pflicht. Da in manchen Schulen die Neigung, Lehrstellen zu vermitteln, immer noch stark ist, weist er darauf hin, daß die Bestimmungen des Gesetzes vom 5. November 1935 dem entgegenstehen. Die Schule soll in Gemeinschaft mit der Berufsberatung unterrichtliche und erzieherische Vorarbeiten für die Berufswahl der Jugend leisten; jeder Beratung im eigentlichen Sinne und jeder unmittelbaren Lehrstellenvermittlung aber hat sie sich zu enthalten."

Berufsberatung oder Berufskunde? Um diese Frage geht es für uns also. Unter dem Begriff Berufsberatung verstehen wir also das Bemühen, für den Jungen oder das Mädel einen von dem Suchenden gewünschten Arbeitsplatz zu finden. Das kann nicht die Aufgabe der Schule, und das darf auch nicht die Absicht einer Zeitschrift sein, die sich mit diesen Fragen beschäftigen. Es ist darum gut, daß der Gesetzgeber dieses der Reichsanstalt für Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung vorbehalten hat, denn sie kennt die Erfordernisse der Wirtschaft und weiß, wie sie den in die Arbeitsgemeinschaft hineinwachsenden jungen Menschen wirtschaftspolitisch wertvoll einsetzen kann. Unsere — d. h. der Schule und der „Reichs-Elternwarte" — Aufgabe hingegen ist es, den Beruf zu deuten, also Berufsbilder zu geben. Denn nicht darauf kann es bei der Frage „Was soll unser Junge, was unser Mädel werden?" ankommen: welche wirtschaftlichen oder gar gesellschaftlichen Möglichkeiten (lies: Vorteile) dieser oder jener Beruf dem Jugendlichen einst bietet, vielmehr muß im Mittelpunkt immer stehen: ist der Junge oder das Mädel für den Beruf berufen? Darum zeigt jeder berufskundliche Beitrag der „Reichs-Elternwarte" die innere Seite des Berufes, zeigt er seine Tücken und Schwierigkeiten und nennt die Voraussetzungen, die restlos gegeben sein müssen, wenn die Wahl des Kindes und seiner Eltern auf diesen Beruf fallen sollte. Auf die „Zukunftsmöglichkeiten" wird dabei nicht das entscheidende Gewicht gelegt, denn nur der Tüchtige soll in seinem Fache ein Fortkommen sehen. — Dann wäre noch ein Wort zum Berufswunsch des Jugendlichen zu sagen. Es ist verständlich, daß heute jeder zweite Junge Flieger und der andere Motorenschlosser werden möchte, um später als Rennfahrer der Held aller Knabenträume zu sein. Und es ist weiter verständlich, daß die Eltern ihrem Jungen nur zu gern die Bahn für solch hochgesteckte Ziele frei machen möchten. Ein Glück, daß hier die Reichsanstalt für Arbeitsvermittlung ausgleichend auftritt, sonst würde die Katastrophe für zu viele Jungen nicht ausbleiben. Denn nicht jeder kann Flieger sein und nur wenige sind berufen, die Nachfolgerschaft unserer Meisterfahrer anzutreten.

Fortsetzung der Mitteilungen

in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten und verpflichtet die Parteien, sich sowohl in den Schriftsätzen ihrer Anwälte als auch im Armenrechtsverfahren und bei ihrer uneidlichen Vernehmung als Partei vor Gericht an die reine Wahrheit zu halten. Nun ist es zwar richtig, daß die bewußte falsche Angabe einer Partei im Rechtsstreit keinen Sondertatbestand des Strafgesetzbuches darstellt, der unter Strafe steht; mit Recht weist aber Reichsgerichtsrat Goedel in der Jur. Wochenschrift vom 10. Juli 1937 darauf hin, daß die Partei, die ihrer Rechtspflicht zur Wahrheit im Prozeß bewußt zuwiderhandelt, sich seit der neuen Fassung des § 138 Abs. 1 der ZPO. der Bestrafung wegen Betrugs aussetzt, wenn der Richter ihrem falschen Vorbringen glaubt und dadurch zu einer ihr günstigen Entscheidung gelangt. Denn die Partei hat dann in der Absicht, sich einen rechtswidrigen Vermögensvorteil, das ihr günstige Urteil, zu verschaffen, das Vermögen ihres Gegners dadurch beschädigt, daß sie durch Vorspiegelung falscher Tatsachen in dem Richter einen Irrtum erregt hat, der ihn veranlaßt hat, das ihr vorteilhafte Urteil zu fällen. Damit sind alle Tatbestandsmerkmale des § 263 des Strafgesetzbuches über den Betrug gegeben.

Da das Gericht jetzt auch im Armenrechtsverfahren den bloßen Parteibehauptungen Glauben schenken darf, gilt dasselbe auch für unwahre Behauptungen, die für die Aussichten der Rechtsverfolgung oder Rechtsverteidigung von Bedeutung sind: die Partei, die durch bewußt falsches Vorbringen das Armenrecht erschlichen hat, setzt sich gleichfalls einer Strafverfolgung aus § 263 StGB. aus.

§ 263 StGB. bestraft auch den Versuch des Betrugs. Durchschaut der Richter das Lügengewebe der Partei und kommt deshalb zu einer ihr ungünstigen Entscheidung, so läuft die Gefahr, wegen Betrugsversuchs zur Verantwortung gezogen zu werden. Sie wird im Prozeß noch immer am besten nach dem Rat Theodor Storms an seine Söhne fahren:

Fehle nimmer mit der Wahrheit!
Bringt sie Leid, nie bringt sie Reue.

„Karussellfahren und Kinderkriegen"

Das Parteiorgan in Hannover, die „Niedersächsische Tageszeitung", beschäftigt sich unter der Ueberschrift „Karussellfahren" und „Kinderkriegen" mit gewissen Uebertreibungen und Ueberschwänglichkeiten, die geeignet sind, Schaden anzurichten. Das Blatt betont, daß Dinge, die mit den höchsten Begriffen und Zielen des Nationalsozialismus zusammenhängen, nicht zur Attraktion eines Volksfestes werden dürfen. Als Beweis dafür zitiert das Parteiblatt aus dem Bericht über ein Betriebsfest Erstaunliches:

„Schließlich wurde vom Betriebsführer und seinem Sohn eine Spende gegeben, die einen guten Ansporn für das kommende Jahr gibt: Eine komplette Kücheneinrichtung bekommt das Paar, das sich an diesem Tage zusammenfindet . . ." „und eine komplette Babyausstattung erhält das Ehepaar, das dreiviertel Jahr nach diesem denkwürdigen August ein Kind bekommt."

Dazu schreibt die „Niedersächsische Tageszeitung" folgendes:

„Wir sind gewiß nicht prüde, aber hier hört der Spaß auf . . . Das Dritte Reich hat in der Erkenntnis, daß unser Volk ohne große Kinderzahl keine Zukunft besitzt, im Rahmen des Möglichen von Jahr zu Jahr mehr getan, um eine zeitige Eheschließung zu fördern, kinderreichen Familien tatkräftig zu helfen und allgemein den Willen zum Kinde mit überzeugender Kraft dem ganzen Volke einzuprägen. Ehestandsdarlehen, Steuerbegünstigung, Verbilligung der Eisenbahntarife und der Schulkosten, Maßnahmen zur Frühehe der Beamten und nicht zuletzt die gewaltige Arbeit, die NS.-Frauenschaft, Frauenwerk und NSV. leisten, geben nur einen Ausschnitt aus dem bereits in die Tat umgesetzten Teil unseres Programms auf diesem Gebiete. Bei all dieser Förderung der Familie durch Partei und Staat handelt es sich ausschließlich um die Sicherung eines erbgesunden Kinderreichtums . . .

Wir verbitten es uns aber ganz energisch, deutsche Mütter für besondere „Leistungen" zu prämiieren, oder gar Belohnungen für die Einhaltung bestimmter Termine zu verkünden . . . Derartige Gedankenlosigkeiten und abgeschmackte Einfälle sind nur geeignet, uns vor der Welt lächerlich zu machen."

Es ist verdienstlich, wenn solche Auswüchse gerade aus der Parteipresse heraus angeprangert werden; denn die hier kritisierten Hundertfünfzigprozentigen, die glauben, mit ihrem Tun ihren Nationalsozialismus beweisen zu können, während es in Wirklichkeit mit dem wahren Ideengut der Bewegung nichts zu tun hat, sind es, die durch solche Albernheiten dem Ausland Agitationsstoff gegen das heutige Deutschland liefern. Deshalb ist es begrüßenswert, wenn solche Zeitgenossen dem Fluche der Lächerlichkeit preisgegeben werden.

Müssen Wucherzinsen gezahlt werden?

Mit Recht hört man die Frage mancher Volksgenossen, ob sie heute noch, nachdem man den Wahnsinn der Wucherzinsen allgemein erkannt hat, solche bezahlen müssen. Gewiß werden viele Gläubiger freiwillig den Zinssatz gesenkt haben. Aber nicht alle werden sich zu einer solchen anständigen Haltung noch nicht haben aufschwingen können und auch heute noch versuchen, die ihnen in den Urteilen aus den Jahren 1925 bis 1933 zugesprochenen Zinsen von ihren Schuldnern beizutreiben. Während die Schuldner vor dem Jahre 1933 infolge der Arbeitslosigkeit oder anderer unverschuldet eingetretener Ereignisse nicht zahlen konnten, haben sie heute wieder Beschäftigung und damit Verdienst gefunden. Die Darlehnsschuld ist aber oftmals durch Wucherzinsen auf die doppelte Summe angewachsen. Gewiß hat man die hohen Zinssätze auch damals schon als drückend empfunden, man nahm sie wohl als „üblich" hin und hielt auch 12 % nicht als gegen die guten Sitten verstoßend. Die Frage nun, ob diese Zinsen heute noch zu zahlen sind, muß verneint werden.

Die Zeitschriften der nationalsozialistischen Rechtswahrer haben schon seit Jahren den Standpunkt vertreten, daß derartige wucherischen Zinsbeträge nicht mehr gezahlt zu werden brauchen, auch dann nicht, wenn sie durch ein gerichtliches Urteil zugesprochen worden sind.

So stellte erst vor kurzem das Kammergericht in einem Urteil fest: „Ein Urteil, das lange zurückliegt und mit dem heutigen geläuterten Rechtsempfinden nicht in Einklang steht, sichert nicht das Recht, sondern schafft gerade durch seinen Fortbestand und seine Durchführung in Widerspruch mit dem heutigen Volksempfinden denkbar unerwünschte Rechtsunklarheit. Die Frage, was Treu und Glauben erfordern, kann nicht für alle Zeit festgelegt werden, richtet sich vielmehr nach den Anschauungen, die sich im Zeitpunkt der Fälligkeit der Leistung herausgebildet haben. Der Begriff des Verstoßes gegen die guten Sitten gewinnt seinen Inhalt jetzt durch die nationalsozialistische Weltanschauung und ist anzuwenden auch auf noch nicht abgewickelte Rechtsgeschäfte. Es ist nicht einzusehen, warum diese allgemeinen Grundsätze vor einem rechtskräftigen Urteil, wenn dieses dem heutigen Rechtsempfinden widerspricht, haltmachen sollten."

Wucherzinsen jeder Art stehen im Widerspruch zur nationalsozialistischen Weltanschauung, sie sind darum auf jeden Fall abzulehnen.

Kurzweil am Feierabend

Hausarbeit – Sache des Mannes?

Aus Atlantic City kommt böse Kunde für die amerikanische Männerwelt. Dr. Robert Hoppock, Sekretär der Konferenz für Nationale Berufsfragen, erklärte in einer Rede vor den amerikanischen Frauenvereinen, daß Kochen, Waschen und Hausarbeit eher in den Pflichtkreis des stärkeren Geschlechts fielen. Frauen seien für diese „schwere Tätigkeit" weniger geeignet. Andere Redner vertraten die Ansicht, daß die verheiratete Frau ihren Beruf beibehalten solle, weil nachweislich ein Mangel an Bürokräften, Schönheitsspezialistinnen und Hauspersonal herrsche.

Das hat uns gerade noch gefehlt! — werden unsere deutschen Frauen sagen.

★

Der Lehrer stellte den Kindern als Aufgabe für eine Hausarbeit, die Tapeten ihrer Wohnung zu beschreiben. Der kleine Hans schrieb in sein Heft: „Mein Vater hat mir das Beschreiben der Tapeten verboten."

★

Der Dermatologe Neumann war wegen seiner manchmal recht drastischen Aussprüche bekannt und — gefürchtet. Einmal kam zu ihm eine hübsche junge Frau, die auf dem Körperteil, auf welchem man gewöhnlich zu sitzen pflegt, einen Abszeß hatte. Er ergriff das Messer und erklärte ihr, schneiden zu müssen. „Um Gottes willen, Herr Professor", rief die Schöne aus, „wird man das sehen?" „Das wird ganz von Ihnen abhängen", erklärte der Arzt mit ernstem Gesicht.

★

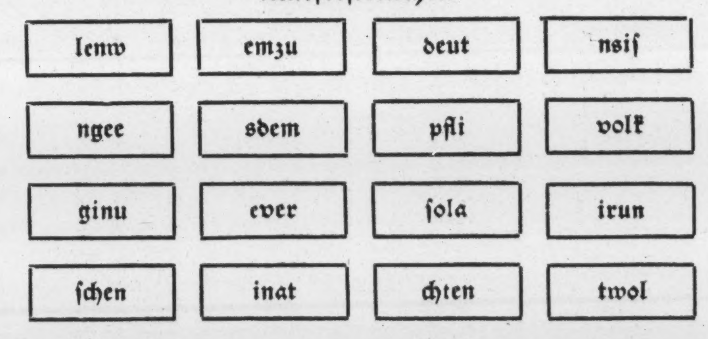
Wilhelm Raabe war Zeit seines Lebens schwer zu bewegen, sich von seiner alten Garderobe zu trennen. So machte er denn — was sein Aeußeres anging — selten einen gepflegten Eindruck. So kam sein 70. Geburtstag heran, für den seine Freunde vielerlei Ehrungen vorbereitet hatten. Mit vereinten Kräften hatte man ihm endlich das Versprechen abgerungen, sich zu diesem Ehrentage einen neuen Frack arbeiten zu lassen. Die glänzende Feier war verrauscht, und ein paar Wochen hernach kam in seinem Stammlokal, der Herbstschen Weinstube in Braunschweig, die Rede auf den schönen Tag. Da ging ein Schmunzeln über Raabes Gesicht, und kopfschüttelnd brummte er vor sich hin: „Und es war doch mein alter Frack!"

Spruch-Ergänzungsrätsel

HEU ✱ DEN ✱ VÖL ✱ GROSZ ✱ WOL ✱ WENN ✱ BEN ✱ SIE ✱ Ü ✱ KER ✱ TE ✱ CHEN ✱ DIE ✱ LEN ✱ WER ✱ BRAU

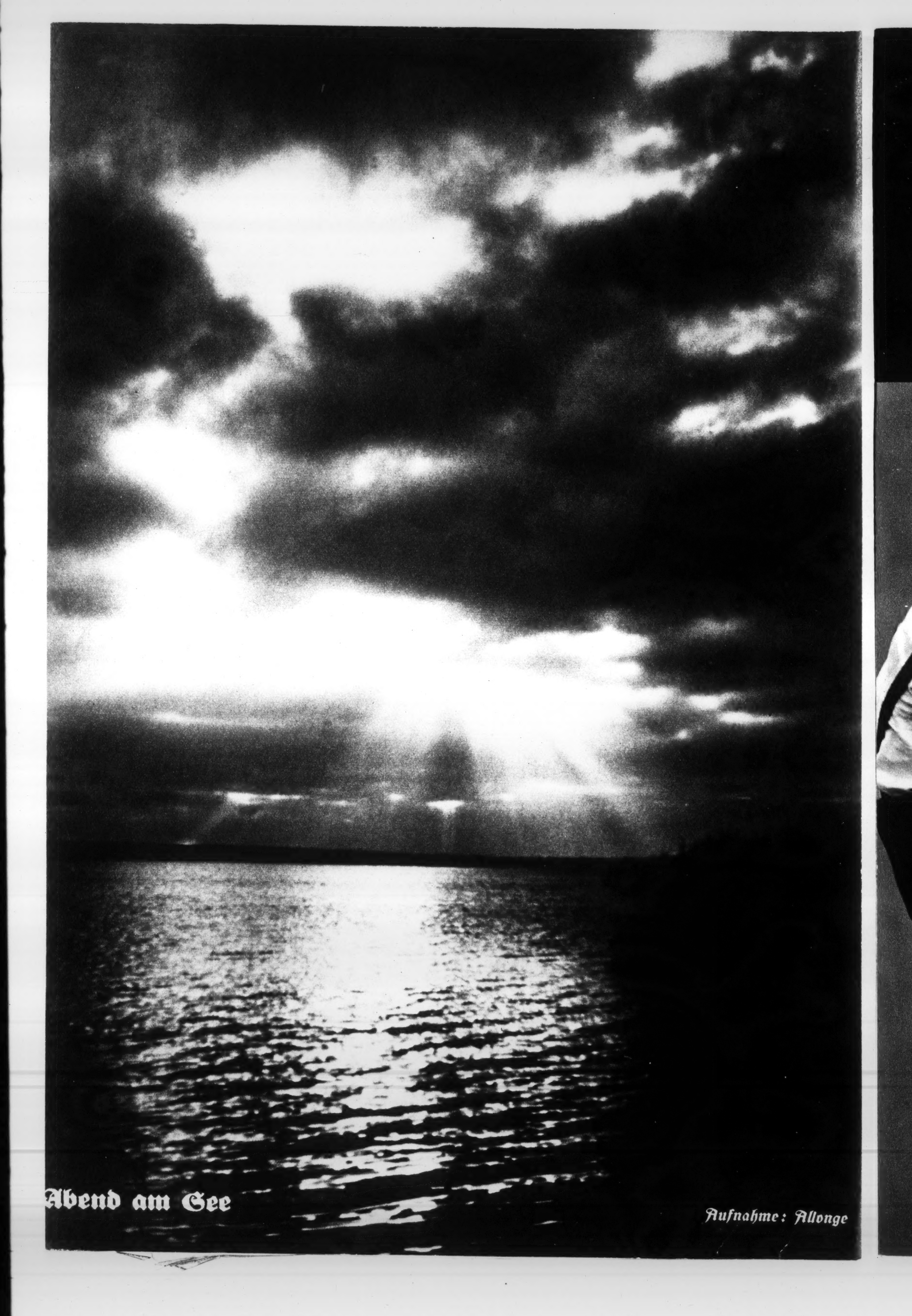
In die Figur sind Wörter zu je 4 Buchstaben so einzusetzen, daß die Endbuchstaben der Wörter von 1—10 jeweils die Anfangsbuchstaben der Wörter von 11—20 sind. Die Anfangsbuchstaben der 1. Wortreihe und die Endbuchstaben der 2. Reihe, beide von oben nach unten gelesen, ergeben den Anfang eines Führerwortes an die Jugend, das durch die umstehenden Silben zu vervollständigen ist. Wortbedeutung: 1. vorderasiat. Reich, 2. Teil des Schiffes, 3. Hund, 4. Gehilfin, 5. Brauch, 6. Abscheu, 7. Tischlerwerkzeug, 8. asiatisches Reich, 9. gegossener Druckbuchstabe, 10. Teil des Hauses, 11. Salzart, 12. Molkereiprodukt, 13. Voranschlag, 14. Nebenfluß der Donau, 15. Nebenfluß des Rheins, 16. Kippwagen, 17. engl. Staatsmann, 18. Himmelskörper, 19. deutscher Fluß, 20. Lustwäldchen.

Rätselsteinchen



Werden die Rätselsteine richtig geordnet und die Wörter sinngemäß abgeteilt, so ergibt sich ein Ausspruch des Reichsministers Dr. Goebbels.

Verlag: Heinrich Beenken Verlagsbuchhandlung, Berlin SW 19
Wallstraße 17/18
Hauptschriftleiter: Wilhelm Möller-Crivitz, Berlin-Pankow
Druck: Buchdruckerei Gutenberg (Heinrich Beenken), Berlin SW 19, Wallstraße 17/18



Abend am See

Aufnahme: Allonge